

Meine Jugendzeit.

Von

Adolph Zahn,

weiland Pastor und Superintendent a. D. in Giebichenstein bei Halle a. D. Saale.

Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von seinem Sohne

Dr. theol. Adolf Zahn

Hagen i. W. und Leipzig.

1882.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	5
Die Heimat und die früheste Jugendzeit.....	7
Der Franzosenkrieg.....	10
Universitätszeit.....	15
Hauslehrerleben.....	17
Baron von Kottwitz.....	26
Meine erste Predigt.....	29
Der siebzehnte Januar 1821 am Ratzeburger See.....	32
In der Heimat.....	40
Wieder Hauslehrer.....	55
Examen in Berlin.....	60
Abschied von der Heimat.....	63
Briefe Baron v. Kottwitz an den Kandidaten A. Zahn.....	64
Ein Brief von von Wilhelmine von der Heydt.....	73
Nachwort.....	77
Literarischer Nachtrag.....	78

Vorwort.

Mein seliger Vater hat diese Mitteilungen in den letzten Monaten vor seinem Tode (5. Februar 1866) einer Nichte diktiert und den Wunsch geäußert, ich könnte sie vielleicht der Öffentlichkeit übergeben.

Es geschieht dies jetzt ziemlich spät, doch nicht ohne die Gewißheit, daß man auch heute noch, wo schon manche Freunde meines Vaters entschlafen sind, diese Blätter, in denen ein bescheidener und einfacher Geist sich über wichtige Erlebnisse äußert, gerne ansehen wird.

Wie lebendig ist die Schilderung der Not des kleinen Pfarrhauses in der Franzosenzeit; wie anziehend das Leben am Mecklenburger Hofe, wie grauenvoll der versumpfte Zustand eines deutschen Fürstenhauses dargestellt! Jede Religionspartei tritt wo sie die Macht hat verfolgungswürdig auf und stößt ihre Gegner hinaus: das beweist das Glaubensexamen der Rationalisten. Die ehrwürdige Gestalt des Baron von Kottwitz, des lautersten Vertreters des Pietismus in der Erweckungszeit dieses Jahrhunderts, von dem wir als dem würdigsten von Allen kein Lebensbild haben, die gräflich *Stolbergschen* Kreise in Schlesien werden lebhaft die Teilnahme wecken.

Es lebt ja noch mancher, der auch diese Zeit durchwandert hat und wird bei diesem anspruchslosen Büchlein in wohltuender Weise an seine Jugendtage erinnert werden. Selbst der Bruder meines Vaters, der mit ihm dieses Jahrhundert eingeschossen hat und jener Freund, der mit ihm nach *Jena* zog, der eine 91 der andere 86 Jahre alt, sind noch da – und beide noch ziemlich frisch.

Auf den Mitteilungen ruht das, was jene Zeit auszeichnete: der Duft herzlicher Bruderliebe. Wir haben viel Lehre, gesunde und ungesunde, aber wo ist die *Liebe* hingezogen, ohne die alle Erkenntnis nichts ist.

Ein kleiner literarischer Nachtrag sucht das Material, so weit mein Wissen reichte, zusammenzufassen, was über die hier erwähnten Persönlichkeiten vorhanden ist.

Stuttgart, Ostern 1882.

Der Sohn.

Schon oft erinnerten mich die Kinder, ihnen aus meinem Leben Einiges niederzuschreiben. Bisher unterblieb es. Heute, am Vorabend meines siebenzigsten Geburtstages, mahnt es mich, endlich ans Werk zu gehen. Und so möge es geschehen im Hinblick zu Gott, der ja auch auf diesen Mitteilungen einen Segen ruhen lassen kann für den Schreiber und für den Leser.

Möge Wahrheit, Lauterkeit und Einfalt mich leiten und begleiten!

Psalm 25.

Die Heimat und die früheste Jugendzeit.

1795-1806.

Der mittlere Teil des Thüringerlandes zwischen dem Harz im Norden und dem Thüringerwalde im Süden ist unsere Heimat. Dieses hügelige, durch Bäche und Flüsse und viele Quellen, die alle zuletzt in die Unstrut münden und mit Saale und Elbe der Nordsee zueilen, fruchtbare Gebiet gehört noch heute verschiedenen kleinen Fürstentümern an: Schwarzburg-Sondershausen ist unser näheres Vaterland.

Die Hainleite mit ihren saftigen, herrlichen Laubwäldern trennt das Wippertal vom Helbetal. Übersteigt man diese 1400 Fuß hohe Berglehne, so erreicht man in drei Stunden die Ufer der Helbe, von beiden Seiten mit 2-500 Fuß hohen Hügeln umgrenzt, die dieses Flößchen im Zickzack über Kalkstein und Gerölle durchläuft. Am linken Ufer desselben, eine Viertelstunde vom Wehr, wo die Helbe zwei Arme rechts nach *Weißensee*, links nach *Kindelbrück* abgibt und der Hauptstrom über Westgreußen und Klingen nach dem Städtchen *Greußen* geht, liegt das Dorf *Wasserthalleben* mit seiner fürstlichen Domäne. Der Name entspricht der Lage des Dorfes: Wasser – Tal – und kleine Ebene. Die großen Pflanzungen von Obstbäumen längs des Flößchens, ja an den Hügeln hinauf gewähren besonders im Frühjahr beim Blütenschmuck eine liebliche Ansicht. Das Dörfchen liegt so verborgen ins Tal gedrückt, daß man es erst sieht, wenn man einige tausend Schritt entfernt am Talrande angelangt ist. Nur eine Straße nach Südost führt in der Talebene am Flusse weiter, sonst steigt man auf etwas mühsamen Wegen zu den Höhen empor, auf denen die Äcker der Feldmark liegen. Auf einer dieser Höhen fanden sich die Ruinen eines im 30jährigen Kriege zerstörten Dörfleins Thalheim, von denen der Gottesacker mit Grabsteinen noch am meisten sichtbar war.

Eine Stunde von Wasserthalleben liegt das Städtchen *Greußen*, das Daniel gewerbsam und sauber nennt und das nach einer Bemerkung von meinem Sohne Theodor ursprünglich von niedersächsischen Mannen besetzt gewesen sein soll, weshalb er auch den Familiencharakter der Zahns einen niedersächsischen, nicht einen thüringischen nennt, wofür viele Gründe sprechen.

In Greußen lebte um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Meister *Hans Zahn*, Sattler und Bürger. Er starb am 27. März 1677. Er war mit *Barbara Marie Lauterborn* verheiratet, von welcher er drei Söhne empfing. Der zweite hieß *Johannes Michael*: er ist der Stammvater der thüringischen und sächsischen Linie der Zahns, wie wir genau wissen, vielleicht auch noch einer dritten. Am 30. September 1671 geboren, wurde Michael von seinen Eltern gottselig erzogen, besuchte die Schule von *Greußen*, dann die von *Salzungen* und bezog mit sehr ehrenvollem Zeugnis die Universität *Wittenberg*, bei der sich sein Name unter dem 9. Mai 1696 im Album der Universität findet. Am 30. April 1700 erwarb er unter dem Rektor Dr. Johannes Baptista *Röschel* die Magisterwürde. Seine Tischgenossen rühmten ihm bei dieser Gelegenheit nach, er habe mehr bei einem Buche als bei Bier und Wein gewacht. 1705 wurde Magister Zahn Pastor in *Oberspier*, einem Dörfchen in der Unterherrschaft von Sondershausen, in der Nähe der Stadt *Sondershausen*.

Er hat sich nach meinem Wissen dreimal verheiratet und vierzehn Kinder gezeugt. Die Familientradition läßt ihn viermal verheiratet sein und vierundzwanzig Kinder zeugen. Am 4. Januar 1707 wurde *Volkmar Christian Zahn* geboren, von dem sich die thüringischen Zahns so ausbreiteten, daß sie jetzt selbst in Afrika und Amerika zahlreich vertreten sind. Von einem anderen Sohne, *Friedrich Benjamin Zahn*, am 11. Dezember 1721 geboren, stammen die sächsischen Zahns. Sie sind in Sachsen geadelt worden.

1711 wurde Magister Zahn nach *Wasserthalleben* versetzt, wo seitdem vier Geschlechter der Zahns Pastoren sein sollten. 1744 ging der Magister als Inspektor über Kirchen und Schulen und als

Pastor nach *Gehren* in der Oberherrschaft *Sondershausen*. Er starb am 28. April 1745. Von ihm stammt das Familiensiegel, das die Gestalt des Gekreuzigten mit dieser Inschrift umfaßt:

Μεσίτης Ιησοῦς Μοι Ζᾶρ.

Die Anfangsbuchstaben deuten auf Magister Johannes Michael hin.

Der älteste Sohn Michael Zahns, *Volkmar Christian* wurde als „ein wohlgestaltetes Söhnlein zur Welt geboren, am 6. Januar 1707 zur heiligen Taufe befördert.“ Das Kirchenbuch bringt über ihn das Votum: „Gott lasse uns diesen Sohn wachsen an aller Gnade und Wahrheit durch Kraft des heiligen Geistes um des eingeborenen Jesulein willen.“ Er folgte seinem Vater im Jahre 1744 als Pastor in *Wasserthalleben*. Seine Frau *Christiane Luise*, geb. *Hermenthal*, Tochter eines Magisters *Hermenthal* in *Lünau* bei *Weißenfels*, wurde 1751 in *Wasserthalleben* ihm angetraut.

Volkmar Christian Zahn war Vater zweier Töchter und eines Sohnes.

Die älteste Tochter war an den Kantor *Christoph Sennewald*, die jüngste an den Fürstlichen Pächter *Christian Böttcher* verheiratet. Der Sohn *Johann Gottlieb Zahn*, mein Vater, wurde den 6. September 1762 geboren, besuchte die lateinische Schule zu *Sondershausen* und studierte in Jena unter *Döderlein* Theologie und unter *Ulrich* Philosophie. Als Kandidat lebte er bei seinen Eltern und übernahm als Substitut seines Vaters das Pfarramt in *Wasserthalleben* im Jahre 1790. Er heiratete die älteste Tochter der Schwester seines Schwagers *Böttcher*, *Amalie Koch*. Diese lebte bei ihrer Großmutter *Koch* im kleinen Dörfchen *Bliederstedt*, während ihr Vater, Rentmeister *Koch*, auf einem Gute in *Westgreußen* wohnte. Letzteres lag eine Viertelmeile südlich, ersteres ebenso weit nordwestlich von *Wasserthalleben* an der *Helbe*.

Meinen Eltern wurden im Ganzen dreizehn Kinder geboren, wovon das vorletzte frühe starb. Unter diesen bin ich das dritte, am 8. Januar 1795 geboren.

Aus den frühesten Jugend-Erinnerungen vom 4. Jahre an ist mir nur die eine geblieben, daß ich mit der Mutter einen Besuch auf dem Gute in *Westgreußen* machte. Der Großvater lebte nicht mehr, er war kurz vorher nach einer schmerzhaften Operation gestorben. Er soll mich einst – so sagte die Mutter – als kleines Kind auf seinen Schoß genommen und besonders eingesegnet haben. Sein Lieblingslied: „Befiehl dem Herrn Deine Wege“, sang er oft für sich. Was von ihm verlautet, zeugt von frommem Sinn. Sein Freund und Verwandter war der gelehrte und fromme Magister *Spier*, Onkel des Generalsuperintendenten *Mosche* in Frankfurt am Main. Die Großmutter und ihr ältester Sohn bewirtschafteten das Gut und ich entsinne mich, ein Paar *Junker von Dachröden* dort gesehen zu haben, die mit dem wohlabgerichteten Hunde, Türkchen, sich im Garten erlustigten, wobei dieser einen Fuß verletzte und in der Gesindestube feierlichst verbunden wurde. Das Tier lag ganz ruhig und war von braunroter Farbe: sehe noch den zersplitterten Knochen am Fuß.

Noch vor Ablauf des Jahrhunderts wurde das Gut verkauft und die Familie lebte von da ab auf der Besetzung in *Bliederstedt*.

Bis zum Jahre 1800 hatte ich beim Onkel *Sennewald*, dem Herrn Kantor, meinem Paten, lesen gelernt, ja auch schon Latein angefangen. Man hielt mich für einen fähigen Jungen, der zu allem Geschick habe und der Onkel wollte seinem Paten dartun, daß er auch einen Lateiner in seiner Schule habe, da er selbst noch seinen *Horaz* gut las. Daß ich im fünften Jahre schon lesen konnte, ergibt sich aus folgender Erinnerung: Das Ende des 18. Jahrhunderts wurde feierlich beschlossen und ebenso der 1. Januar des 19. begonnen. Am 31. Dezember 1799 war reges Leben im Pfarrhause. – Die uns so lieben Brüder der Mutter, *Karl* und *Friedrich Koch*, stellten sich gegen Abend ein. Es gab vielen Kuchen – man lebte fröhlich – da schlug die nahe Kirchuhr zwölf. Der alte Kirchenvorsteher *Stonge* gab ein Zeichen. Alles war still. Jetzt ertönten die alten, gutgestimmten Glocken in die

helle Winternacht hinein. Darauf knallten die Böller im Dorfe. Vor dem Pfarrhaus fanden sich mehrere Schützen ein, auch Onkel Karl hatte seine Pistole mitgebracht. Daß er mir erlaubte, während er sie in der Hand hielt, den Drücker zu lösen, tat ich mit Bangen und war hocheifrig, als der Knall vorbeirollte, ohne mir zu schaden: so habe auch ich das alte Jahrhundert zu Ende geschossen. Das *neue* Jahrhundert wurde feierlich eingeleitet. Ich und Bruder Karl, der älteste von uns, wachten mit. Schon früh schmückte uns die freundliche Mutter mit neuen Kleidern. Von Überbleibseln ihres blauen Hochzeit-Kleides hatte sie große Schärpen gefertigt, die an unsern Schultern herabgingen. Die Schuljugend sollte einen Umzug aus der Schule durchs Dorf in die Kirche halten, an dessen Spitze die beiden Söhne des Herrn Pastors einherschritten. Karl, der ältere, trug eine Fahne mit der Jahreszahl 1800 und neben ihm schritt Adolph, das offene Gesangbuch in der Hand haltend, mit dem Finger auf die Verse zeigend, die während des Zuges gesungen wurden und in welche die Fahnenträger einstimmten. Ich konnte also lesen und singen. Unser Kantor hatte seine Studien auf der lateinischen Schule zu *Sondershausen* absolviert und wurde von dort als einer der besten Schüler nach *Wasserthalleben* in die einträgliche Stelle versetzt. Auch ein guter Musiker war er und frühzeitig erwachte in nur die Liebe zum Gesange. Von dem Lehrer geliebt, wurden wir besonders in die Kirchenmusik eingeführt. Er pflegte nämlich aus den fähigeren Knaben und Mädchen der Schule, auch Männer und Jünglinge gesellten sich zu ihnen, einen Chor zu bilden: Adjuvanten des Kantors genannt. Alle vier Wochen mußte dieser Chor eine geistliche Musik in der Kirche aufführen: Der Onkel dirigierte mit kräftiger Hand den Gesang; Motetten verschiedener Art, selbst von Bach, kamen zum Vortrag. Die beiden Hauptpersonen im Chore waren der erste Diskant und Baß. Zu jenem hatte der Kantor die Cousine Riekchen Böttcher ausgebildet, die eine sehr reine, kräftige Stimme hatte; zum zweiten einen hageren Webermeister Schmidt, der freilich einen entsetzlichen Baß sang, doch kamen je in jeder Motette diese beiden Solos vor und Riekchen ertete Lob. Wir jungen Verwandten bildeten auch einen kleinen Sängerkhor und die größte Freude war, bei den Verwandten im Dorfe zu Neujahr zu singen, wobei wir Äpfel und Pfefferkuchen erhielten. Es mochte wohl im Jahre 1804 sein, als der alte Onkel sein Amt niederlegte und in ein eigenes Häuschen zog. Sein Nachfolger war ein unwissender, armseliger Mann, und der Vater in Verbindung mit dem Schwager Böttcher, dem Amtmann, suchten einen gemeinsamen Lehrer für ihre Kinder. Sie fanden ihn in einem Kandidaten, der auf der Domäne wohnte. Täglich gingen wir nun dorthin zum Unterricht. Der neue Lehrer war ein äußerlich sittlich braver Mann, allein von Gott und seinem Wort wußte er nichts. Ein Schüler von Paulus, zweifelte er an allem. Weder die Gebote noch die biblische Geschichte erlernten wir. Die Wunder wurden natürlich erklärt. Ich entsinne mich keines Augenblicks aus jener Zeit, wo ich auch nur religiös bewegt worden wäre. Der Vater, ein von Natur mit tiefem Gefühl und scharfem Verstande begabter Mann, nahm den rationalistischen Standpunkt ein.

Der Franzosenkrieg.

1806-1814.

Es nahte nun das merkwürdige Jahr 1806. Die Preußen standen gegen den gewaltigen *Napoleon*; täglich erwartete man eine Schlacht. Die unglückliche wurde geschlagen. Jena war nur vierzehn Stunden von uns entfernt und wir gingen auf unsere Berge, legten das Ohr an die Erde und hörten den Kanonendonner. Die Preußen flohen, der Sieger verfolgte sie auf allen Wegen und Stegen. Zwei Heereszüge der Franzosen teilten sich: der eine, ging über die Saale und Halle nach Magdeburg, der andere durch Thüringen, wohin auch der König geflohen war. Mit einigen Trümmern seines Heeres kam er durch unser Ländchen. Diese suchten seine Flucht zu decken und General *Kalkreuth* setzte sich bei dem Städtchen *Greußen*. Es kam zu einem kleinen Gefecht; wir eilten auf die Berge und hörten jetzt nicht bloß den Donner der Kanonen, sondern sahen auch in der Nacht ihren Feuerstrahl. Nun erschienen auch flüchtige Verwandte, der Senator *Schönemann* mit seiner Familie und schilderten das entsetzliche Betragen der Franzosen in Plündern und Gewalt. Der Vater wollte das nicht glauben und tadelte die Flucht der Verwandten. Denn er, auch stark angeweht von den Freiheitsideen in Frankreich, hielt die Franzosen für so aufgeklärte Leute, daß sie dessen nicht fähig wären. Die Nacht verlief ruhig, das Dörfchen lag zu versteckt und die große Heerstraße war entfernt. Auch der andere Tag brachte ungestörte Frühstunden. Ein paar trunkene Preußen stürzten dann durchs Dorf. Gegen neun Uhr sahen wir die ersten Franzosen: ungefähr zwölf Mann, die ruhig hindurchziehen wollten. Sie hatten aber in der Mühle einem Bauer sein Pferd mit Gewalt genommen und führten es in ihrer Mitte. Unser Kandidat trat frisch an sie heran und reklamierte das Pferd. Für einige Taler gaben sie es zurück. Im Dorfe waren zwei große Güter. Hier versuchten sie einzudringen, allein die Tore waren zu stark und sie zogen fort. Wir glaubten, der Gefahr entronnen zu sein, doch irrten wir uns. Die sorgliche Mutter dachte an das Verbergen von Wäsche u. dergl. und packte ein; der Vater aber schalt darüber und blieb bei seinem Satze: Die Franzosen stehlen nicht, es sind aufgeklärte Leute. Nur ein Köfferchen brachte die Mutter auf das Taubenhaus. Um zehn Uhr ließen sich Flintenschüsse vernehmen. Drei Franzosen standen vor dem Tore und begehrten drohend Einlaß. Es waren zwei Sappeurs mit langen Bärten, blanken Äxten und einem kleinen Gewehr, der Dritte ein gewöhnlicher Soldat. Der Vater verließ sogleich die Stube, öffnete das Tor, und trat ihnen freundlich grüßend entgegen. „Bravo,“ erwiderten sie. Er sollte nun eine Erfahrung von den gebildeten Franzosen machen. Sie drängten ihn ins Haus, stellten einen Mann mit gefällttem Bajonett in die Tür des Hauses, damit Niemand entfliehen könne und die beiden andern trieben den Vater ins Wohnzimmer. Der eine zog sein Seitengewehr und setzte es dem Vater auf die Brust, so daß dieser ein Gefühl von der Spitze desselben empfindlich merkte, wobei er schrie: „Talers, Talers.“ Der Vater führte sie zur Kommode, öffnete diese und übergab ihnen einen Beutel mit kleiner Münze, wovon die täglichen Ausgaben bestritten wurden. Diesen warf der Franzose wütend in die Stube und schrie fort und fort: „groß Talers“ und nun drängten sie nach dem oberen Stock, wohin wir Kinder vor den fremden Gästen heulend und schreiend geflüchtet waren. Die Franzosen fanden bald ein kleines Zimmer, wo die Kirchenkasse verwahrt war. Sie fielen darüber her, stürzten dann in das größere Zimmer, wo wir Kinder und die Verwandten voller Angst harrten. Der Herr Senator in seinem schönen Amtsrock fiel ihnen in die Augen: sie beraubten ihn seiner Uhr. Diesen Augenblick benutzte der Vater und wir mit ihm, die Treppe hinabzueilen, um das Haus zu verlassen, allein das Bajonett der Wache wies uns zurück. Noch höre ich, wie er erschüttert und ganz gebrochen sprach: „Da geh ich in meine Stube.“ Ich folgte ihm dahin, alle Übrigen zerstreuten sich nach allen Seiten, zum Teil aus den Fenstern springend, wie auch die liebe Mutter. Jetzt öffnete der Vater das Fenster und sprang hinaus, ich ihm nach. Durchs Dorf eilend, schrie ich: „Hilfe.“ Da begegnete mir der Nachtwächter, ein alter Invalide, der erhob seinen knotigen Stock und rief: „Mannschaft raus, nach der Pfarre!“ Nun eilte ich auf

den Hof, um den Onkel zu Hilfe zu rufen: „Kommen Sie, die Franzosen machen uns tot und nehmen alles!“ „Was,“ fragte der Onkel, der mächtige Mann, „die Hunde stehlen?“ Er griff nach seinem gewaltigen Knotenstock, trat ans Fenster und ließ sein gellendes Pfeifen ertönen. Als bald stürzten seine Knechte, Verwalter etc. heraus und bewaffneten sich auf seinen Befehl mit Gabeln und Sensen. Er stellte sich an ihre Spitze und marschierte das Dorf mit ihnen hinab nach der Pfarre zu seinem bedrängten Schwager. Ich blieb bei der Tante und war nicht Augenzeuge von dem, was ich jetzt, aber treu erzähle. Bei der Pfarre angekommen, stellte der Onkel seine Leute in Schlachtordnung am Eingange des Tores und der Haustüre auf. Den in der Türe noch immer postierten Franzosen ergriff er mit starker Faust, entwand ihm das Gewehr, das er einem Knechte überreichte, drang in den oberen Stock, wo die beiden Sappeurs mit dem Einpacken der Kirchengelder usw. zu Ende gekommen waren, faßte sie ebenfalls und stürzte sie zur Treppe hinab und so weiter aus dem Hause, wo sie von seinen Leuten empfangen wurden, die ihnen mit ihren Karsten nicht sanft in den Nacken fuhren und sie tüchtig schüttelten. Währenddessen erschienen vor der Pfarre zwei Franzosen zu Pferde mit Mantelsäcken beladen, sie hielten an und als sie ihre Kameraden im Gefecht sahen, nahm der eine sein Doppelgewehr und legte auf den Onkel an, der sich nicht anders zu retten wußte, als daß er den entwaffneten Franzosen ergriff, emporhob und immer der auf ihn gerichteten Flinte entgegenhielt, so daß diese zunächst Jenen getötet hätte. Ein Knecht griff zu und riß das Gewehr dem Feinde aus der Hand: Onkel und Franzose waren gerettet. Das Alles geschah in wenigen Augenblicken und man trieb nun diese drei Franzosen zum Dorfe hinaus. Der Onkel half mit kräftigen Steinwürfen nach, eine Kugel streifte seinen Rock. Die beiden Reiter mußten gleichfalls das Dorf verlassen, man nahm dem einen sein Pferd ab und ritt damit triumphierend durchs Dorf.

Nach dieser Säuberung des Dorfes hörten wir plötzlich ein Getümmel von Kommenden; wir sahen nach den Bergen: hunderte von Franzosen stiegen von da ins Tal herab. Aller Kampf hörte auf und in wenigen Minuten waren alle Männer verschwunden. Der arme Nachtwächter, der auf seinem Posten bleiben wollte, erhielt eine gewaltige Kopf- und Backenwunde. Das große Tor zum Hofe des Gutes wurde durch Pferde aufgesprengt. Zu zwanzig und dreißig stürzten sie wie gierige Wölfe in die Gemächer. Man hatte auch hier nur wenig verborgen und sie fanden reiche Beute. Die Tante mit ihren Töchtern und Mägden blieb auf dem Platz, so gefährvoll es war. Als gute Hausfrau kannte sie jeden Winkel und schlich den Dieben überall nach. Diese verstanden ihre Arbeit und die gute Tante mußte zusehen, wie sie aus einer Federtonne eine Börse hervorzogen. Sie enthielt in schönen, blanken Doppellouisd'or 8000 Tlr. Der Finder hob sie sich empor und schrie: *comme ça!* Außerdem fanden sie noch 12.000 Taler bar. In jenen Zeiten trieb man nicht so gewaltige Geschäfte mit jedem hundert Talern, was man einnahm; der Wuchergeist war noch fern und man öffnete nur dann die reichen Kasten, wenn ein Verwandter oder sonst junger, braver Geschäftsmann ein Anleihen nötig hatte. Diese böse Wirtschaft dauerte so fort bis gegen Abend. An Wäsche, überhaupt an Zeugen blieb nichts übrig. Speise und Trank, in Hülle und Fülle vorhanden, wurden mehr verwüstet als genossen. Der Onkel mußte das Alles aus der Ferne mit ansehen, denn er hatte sich in der äußersten Spitze des Daches in einem verborgenen Winkel versteckt. Sein größter Schmerz war, daß seine vierundzwanzig stattlichen Arbeitsrosse, wie er sie nie schöner besessen, aus seinen Ställen abgeführt wurden.

Doch wir kehren zur Pfarre und ihren Bewohnern zurück. Ich, der kleine elfjährige Knabe, hielt mich anfangs zur Tante. Ich hatte mich durchs Dorf geschlichen und suchte dem Pfarrhause nahe zu kommen, wagte aber nicht hineinzugehen. Welch eine Verwüstung trat mir da entgegen! Vor dem Hause hielt eine Karre, auf welche sie allerlei luden. Auch den reich vergoldeten, silbernen Abendmahlskelch brachten sie herbei, traten ihn auf den Steinen breit und steckten ihn in einen Sack. Die rebellischen Gänse des Hofes ließen sich aber nicht ohne Widerstand einfangen und entschlüpfen

bald wieder den räuberischen Händen. Als ich mich nach meiner Mutter umsah, fand ich sie endlich im Gemeindebackhaus, wo eben gebacken wurde. Sie hatte sich als Bauernfrau gekleidet und weil sie etwas vom Backen verstand, schob sie die Kuchen und das Brot ins Feuer. So war sie geschützt, wenn die Franzosen kamen, die von ihr frisches Brot und Kuchen begehrt und stets ein Gelächter erhoben, wenn sie rief: „es ist noch nicht gar.“ Ich schlich wieder durchs Dorf und bemerkte einen allmählichen Abzug der Franzosen: es war ja alles ausgeplündert. Da trat mir noch einer entgegen, der sehr kümmerlich aussah und visitierte meine Taschen. Er nahm mir die drei Sechser, die ich als mein ganzes Vermögen besaß. Ein früherer Visitor hatte das Wenige mir wieder eingesteckt. Es wurde Abend, aus manchem Schlupfwinkel trat ein Versteckter hervor. Vater und Geschwister aber zeigten sich noch nicht. Das Dorf wurde immer leerer von Franzosen, man lebte wieder auf, als man noch einmal durch die Ankunft jener ersten französischen Reiter erschreckt wurde, welche einen verlorenen Mantelsack requirierten und im Falle seiner Nichtbeschaffung mit der Anzündung des Dorfes drohten. Glücklicherweise fand man ihn in einer Scheuer. Die Nacht brach herein, das Pfarrhaus sah endlich seine Angehörigen wieder in sich versammelt. Der Vater war erschüttert und ganz still und nun begab man sich in ein ganz kleines Nachbarhäuschen. Ich warf mich auf meine Knie und legte schluchzend meinen Kopf in den Schoß des Vaters. Bald schluchzte alles in dem Kämmerlein, wohin die Mutter einige Betten gebracht hatte.

Wie hatten die Franzosen in dem Pfarrhause geplündert! Alle Wäsche und jegliches Kleidungsstück war verschwunden, auch alles wertvolle Metall war mitgenommen. Die Küche bot einen seltenen Anblick dar: Hier hatten die Franzosen ihre alten Lumpen ausgezogen, dabei gekocht und die Schalen von sechs bis acht Schock Eiern, welche sie ausgeschlagen hatten, lagen in großen Haufen da. Die sonstigen reichen Vorräte waren zum Teil wohl zertreten, aber doch noch vorhanden.

In den nächsten Tagen erhielt man nun auch allmählich Nachricht aus der Nachbarschaft. Die beiden Onkel aus *Bliedersedt* erschienen in ihrer Knechte Kleider gehüllt, um sich zu verbergen. Überall war es ähnlich wie bei uns hergegangen. Sogar Menschen waren ermordet worden. Am nächstfolgenden Sonntag versammelte sich, wehmütig gestimmt, die Gemeinde; auch die Kirchenkleider hatte man dem Vater geraubt und er mußte in einem alten schwarzen Rocke die Kanzel besteigen.

Sehen wir uns ein wenig nach der Hauptstadt unseres Ländchens um und den dortigen Vorgängen. Hier hatte *Soult* sein Hauptquartier auf dem fürstlichen Schlosse aufgeschlagen. Sein ganzes Armeecorps bestand zum Teil aus solchen Räuberhorden und auch in der Hauptstadt trieben sie ihr Handwerk. Durch Spione hatte er erfahren, daß der von ihm hastig verfolgte König von Preußen bei seiner Flucht vom Fürsten unterstützt worden sei, daß dieser unter anderem dem Könige einen treuen Kutscher mit Wagen und Pferden überwiesen habe, der ja auch wirklich den König bis nach Litten begleitete. Dies gab ihm Veranlassung, auch auf dem fürstlichen Schlosse sich als Räuberhauptmann zu zeigen. Er räumte den ganzen Marstall aus, der mit fast beispiellos seltenen Pferden besetzt war. Er ließ die schönen Tiere sämtlich auf den Schloßhof führen und forderte den Fürsten auf, sein Favoritpferd zurückzubehalten, was dieser empört mit der Äußerung zurückwies, indem er das Fenster zuschlug: „Soll ich sie nicht alle behalten, so mag auch dieses gehen.“

Nach diesen schrecklichen Unruhen sammelten wir Kinder uns wieder in unserer Schule. An Nahrung fehlte es ja nicht und ein Sonntagsröcklein wurde auch allmählich wieder angeschafft. Bis Ostern 1809, wo ich eingeseget wurde, blieb ich noch in der kleinen Schule. Von einer inneren Auffassung am Tage meiner Einsegnung weiß ich nichts.

Ein neuer Lebensabschnitt begann nun für mich. Ich stieg mit dem Vater über den Mühlberg in das Helbetal hinab, in dem eine Stunde entfernt das Städtchen *Greußen* liegt. Dort sollte ich die la-

teinische Schule besuchen, um mich zur Universität vorzubereiten. Ich kam in Pension zu dem dortigen Diakonus, in dessen Hause ich in der größten Einfachheit und bescheidensten Weise nach den geringen Mitteln eines thüringer Pfarrhauses lebte. Ich blieb auf dieser Schule zwei Jahre. Im siebenzehnten Jahre verließ ich sie und folgte meinem späteren Schwager *Günther* aufs Gymnasium nach *Erfurt*, wo mich meine Eltern um ein Billiges zu erhalten suchten. Gerne hätte mich der Vater nach dem damals ziemlich berühmten Gymnasium in *Gotha* gebracht, aber es fehlten die Mittel. Eine ganz neue Welt umgab mich in *Erfurt*. Die Stadt selbst mit ihrem Gebiet war dem französischen Kaisertum einverleibt und bildete einen Etappenort für die aus Frankreich gesandten jungen Regimenter, die von hier aus zur kriegerischen Verwendung weiter gesandt wurden. In *Erfurt* lernte ich die Franzosen, mit denen ich 1806 zuerst in Berührung trat, etwas näher kennen. In jedem Hause lag ja Einquartierung und meine Wirtsleute waren sehr froh, wenn ich mit meinem wenig Französisch etwas aushelfen konnte. Das Gymnasium war von seinen meisten Mitteln entblößt, so daß es nur eine kümmerliche Existenz fristete. Meine Mitschüler waren so heftige Franzosenhasser, daß sie es kaum duldeten, wenn ich mit einem sprach. Im Jahre 1812 wurde ich nach Prima versetzt – ohne ausreichende Kenntnisse gesammelt zu haben.

Die furchtbare Rüstung *Napoleons* gegen Rußland begann jetzt und seine Heere zogen zum Teil durch *Erfurt* nach dem Osten. Im Spätherbste des Jahres verbreiteten sich im Geheimen Gerüchte: es stehe schlecht in Rußland. Ein Marschall ging eilend durch *Erfurt* und bald erschien der Gewaltige selbst. Niemand wagte indessen, seine Gedanken auszusprechen. Der strenge Winter brach nun herein. Man bemerkte auf den Straßen einzelne Truppenabteilungen, deren trauriger Zustand bewies, daß die Gerüchte nur allzu begründet seien. Bald aber wimmelte wieder die Stadt von neugeworbenem Militär. Die allgemeine Bewegung in Deutschland ergriff nun auch uns Schüler und als der Aufruf des Königs von *Breslau* den Antrieb gab, verließen manche heimlich das Gymnasium. Ich blieb noch bis Johanni 1813 in *Erfurt*, ohne Mittel und ohne Selbstvertrauen meinen weggegangenen Kameraden mich anzuschließen. Vor der Schlacht bei *Leipzig* kehrte ich ins Vaterhaus zurück, aus Furcht, in *Erfurt* eingeschlossen zu werden: der Zukunft in einer müßigen Zeit wartend. Nach der Schlacht bei *Leipzig* kamen auch wieder Franzosen nach *Wasserthalleben*, aber in welchem anderen Zustande als früher! Ende Oktober hatte ich mit meinem Vater in dem großen Pfarrgarten zu tun. Da fanden wir sieben unglückliche Franzosen in einer Hütte verborgen. Sie zitterten und bebten, krank und voll Todesfurcht. Eilend machten sich die Armen davon.

Bald bekamen wir Russen ins Quartier und die ganze Pfarre lag voll Offiziere, im Wohnzimmer die Bedienten. Sie betrogen sich ganz ordentlich und als Schwester *Minchen* ihnen einen kleinen russischen Nationaltanz erst vorgespielt hatte, sprangen sie über Tisch und Bänke.

Als die Russen fort waren, zogen noch manche Infanterie-, prächtige Husaren- und Kosacken-Regimenter durchs Dorf. Nachzügler requirierten Pferde und Wagen und auch unsere beiden Rappen mußten vorgespannt werden. Da wir schon im Jahre 1806 unsere beiden Pferdchen auf diese Weise verloren hatten, so war der Vater sehr ängstlich und rasch entschloß ich mich, den Knecht zu begleiten. Man lud allerlei Plunder auf den Wagen, auch Militärröcke und so zogen wir den Regimentern nach. Auf der großen Heerstraße gesellte sich allerlei Volk zu uns, denn wir gehörten zum Train, wobei ich noch ein kleines Abenteuer bestand. Unter dem bunten Gemisch von Nachzüglern, befand sich auch ein polnischer Ulane, der übergegangen war, ein gewaltig starker Mann, sehr angetrunken. Dieser hatte in *Thalleben* einem Bauern das Pferd genommen; es war das schlechteste unter allen, konnte kaum laufen, darauf sah er ganz stolz und am Zügel leitete er seinen schönen polnischen Fuchs. Bald näherte er sich dem Wagen, auf dem ich war und befahl, daß ich herabsteigen sollte. In gebrochenem Deutsch machte er sich dahin verständlich, daß ich sein König-

liches Dienstpferd an seiner Statt besteigen sollte. Ich schwang mich hinauf, Pistolen und Karabiner an meiner Seite. Bald rief der Ulan: „Gehen Sie geschwind oder gehen Sie langsam,“ wobei er auf sein gestohlenes Pferd deutete: „Das ist mein Pferd; Ihr Pferd ist Königs Pferd.“ Doch ich ging schnell mit meinem schönen Roß und suchte unsern Wagen zu erreichen, denn ich bemerkte, wie der Pole mich vom Kopf bis zu den Füßen immer mit seinen Blicken maß und gierig nach meinen Stiefeln blickte. Flugs schwang ich mich von meinem Pferd und eilte nach unserm Wagen, den ich wieder bestieg. Was aus dem Polen geworden ist, weiß ich nicht, er schrie und tobte und lief seinem Pferde nach.

Wir kamen ins Nachtquartier. Das bestand aus einem Lager in einem Dörfchen. Sämtliche requirierte Wagen wurden in einen Kreis gestellt, damit keiner entfliehen könne. Es war eine klare, kalte Oktobernacht. Ich näherte mich dem Trainoffizier, der etwas Deutsch verstand und suchte ihm deutlich zu machen, daß meine Pferde Priesterpferde seien, nicht verpflichtet zu solchem Dienst. „Es ist Krieg,“ erhielt ich zur Antwort. Darauf kam der General und ging durchs Lager; ich faßte nur Mut und näherte mich ihm in dem Augenblicke, wo er einem russischen Soldaten ein eben gestohlenes Huhn aus der Hand riß und damit ihm tüchtig um die Ohren hieb. Ich brachte meine Bitte vor, erhielt aber zur Antwort: „Es ist Krieg.“ Da ergab ich mich und ging zur Wagenburg zurück. Die Nacht wurde sehr kalt und mich fing an zu frieren. Da trat freundlich ein junger Russe heran und brachte mir einen ganz guten Mantel und nötigte mich, denselben anzuziehen, indem er rief: „Nacht kalt, sehr kalt.“ Ich hüllte mich ein und setzte mich auf den Wagen; es wurde volle Nacht. Jetzt nahe sich nur mit einmal der Trainoffizier und sprach leise: „fort, fort; nicht Straße.“ Wir warfen unsern Plunder vom Wagen und verließen die Wagenburg und eilten von dannen. Da erhoben die armen Sachsen, die schon vor einem Monat bei Leipzig und Naumburg requiriert waren, ein klägliches Geschrei und ein junger Bauernsohn weinte bitterlich. Wir wurden nirgends angehalten und erst aus dem Dorfe, auf bekannten Wegen mußten die Pferdchen wacker laufen. Um 10 Uhr gelangten nur glücklich nach *Niederspiewitz*; und fanden bei dem Onkel *Sachse* gute Aufnahme. Meine Freude war, dem Vater und der Familie die Pferde gerettet zu haben.

Schon am andern Morgen eilte ich ins Elternbaus mit dieser Kunde; die Pferde blieben aber beim Onkel stehen, so unsicher waren die Straßen.

Das allgemeine Soldatwerden wirkte auch auf mich ein. Ich stellte mich zur Auslosung und ging frei aus: nicht ohne Schmerz, daß meine Bemühungen keinen Erfolg hatten. Noch einen Versuch machte ich. Im November eilte ich bei tiefem Schnee nach *Ihlefeld* auf dem Harze, wo ein hannoversches Jägercorps gebildet wurde. Meine Geschwister hatte ich, von dem Scharlach heimgesucht, verlassen und indem ich mich mutig von ihnen losriß, ahnte ich nicht, daß ihr Krankheitsstoff auch mir sich mitgeteilt hatte. Ein vierwöchentliches Krankheitslager hemmte in *Ihlefeld* meinen kriegerischen Flug: nicht ohne eine gewisse Beschämung kehrte ich zu meinen Eltern zurück.

Was nun aus mir werden sollte, das war mein besorgtes Fragen. Für die Universitätsstudien war ich nicht herangebildet genug, auf ein Gymnasium wollte ich nicht mehr zurückkehren. Der Wunsch der Eltern entschied die Sache endlich dahin, daß ich Ostern 1814 nach *Jena* aufbrach. Es begleitete mich mein Freund *Günther*, eines benachbarten Pfarrers Sohn. Eine Karre führte unsere Koffer und wir Beide gingen die 14 Meilen zu Fuß.

Universitätszeit.

1814-1810.

Schüchtern zogen wir der Universitätsstadt zu und befürchteten bei jedem Wirtshause, es möchten die alten Studenten die Füchslein auf allzu gröbliche Weise begrüßen. Wäre mein Wechsel nicht so klein gewesen, so hätte ich mich wohl ungebundener in das Studentenleben hineingeworfen, aber es galt, sich einzuschränken. Ich aß nur einmal am Tage; erlaubte mir auch nicht täglich ein Glas Bier und lebte zum Teil von den kleinen Vorräten, die die liebe Mutter mir ab und zu schickte, und wenn mich je zuweilen ein Gelüste ankam nach einem Stücklein Kuchen, gereute es mich bald. Die Verbindungen waren äußerst roh in Trinken und Duellieren. Sie hatten sich in vier Landsmannschaften, den Ländern nach, verteilt. Wir Schwarzburger blieben auf den Rat eines älteren Freundes für uns oder schlossen uns an andere, nicht in Verbindung lebende, an, deren die Mehrzahl war. Unser kirchliches Leben war ein sehr trauriges. Wenn wir Sonntag morgens einen berühmten Kanzelredner gehört hatten, der eine wohlgeordnete Predigt über die Tugend gehalten hatte, so zogen wir am Nachmittage nach S. oder sonst wohin und sahen dort denselben Prediger an einem Tische stehen, das Bierglas neben sich und die Würfel in der Hand, die reicheren Studenten einladend, mit ihm zu spielen. Das Leben zeugte wider diese Prediger und wie oft mußte ich später zu meinem Freunde *Günther* sagen: „Zeige mir einen Rationalisten, der äußerlich sittlich lebt.“

Unter den Professoren: *Gabler*, *Schott*, *Lenz*, *Baumgarten* war der erstere der angesehenste. Sein Auditorium mußte erweitert werden, so besucht war es; besonders seine Vorlesungen über biblische Theologie gefielen. Ich entsinne mich noch, wie er einst über Matth. 13,36 ff. sprach. Er konnte hier seine Accommodationstheorie nicht anbringen. Da sprach der ehrliche Mann: „Jesus von Nazareth, der Weise, konnte sich hier den ihn ausdrücklich fragenden Jüngern *nicht* accommodiren.“ Die genannten Professoren waren mehr oder weniger ganz krasse Rationalisten, die auch jüngere Lehrer terrorisierten, wenn sie nach einer andern Seite hin wollten, wie der teure *Köthe*. Ich hörte ja alles was gelesen wurde, kann sagen, ohne irgend eine Stunde mutwillig zu versäumen. Aber weder gründliche Vorbereitung, noch christliche Überzeugung besaß ich, lernte allerlei, aber kam nicht zur Erkenntnis der Wahrheit. *Luden* und *Onken* regten mich auf ganz fremden Gebieten an und mein elastischer, alles aufnehmender Geist sammelte Material zum Disputieren.

Der erste Feldzug gegen Napoleon war inzwischen rühmlich beendet; die Truppen kehrten zum Teil heim, besonders die Freiwilligen. Unter letzteren befanden sich schon ältere Männer, die aber trotzdem alle in die Verbindungen eintraten. Sie gehörten dem Kreise der Männer an, die mit Freiheitsideen erfüllt, die Einheit des Deutschen Reichs wiederherstellen wollten. Der Masse wurde von diesen Geheimbündlern nichts anvertraut. Neben ihnen bildete sich von Nichtvereinsstudenten ein *Tugendbund*. An seiner Spitze standen sehr wackere Männer, die durch Fleiß, Kenntnisse und sittlichen Wandel sich bemerkbar machten. Die Sache ergriff mich, ich eilte zu meinem älteren Freunde und fragte, „wollen wir nicht auch zutreten?“ „Bleiben nur davon, Füchslein,“ sagte er, „Du verstehst solche Dinge nicht und weißt nicht, was daraus wird, nur wollen für uns bleiben.“

Der Tugendbund mehrte sich von Tage zu Tage. Bald gehörte die Mehrzahl der nicht verbundenen Studenten zu ihm. Ihre Führer waren der späterhin so bekannt gewordene Dr. *de Valenti*, der noch lebende teure Superintendent *Schmidt* und *Lamprecht*. Als sich diese mit ihren Statuten dem akademischen Senate meldeten, wurden sie wegen Übertretung der akademischen Gesetze ins Karzer geworfen. Der Protest dagegen war ein kräftiger. Die Verbindungsstudenten nannten den Tugendbund „Schwefelbande“ und wollten ihn in Verruf tun. Die Furcht vor dieser Bloßstellung zwang Viele, den Tugendbund zu verlassen, standen ihnen doch die rohen Klopffechter und Duellanten im Namen des Senats gegenüber. Die drei Führer wurden aus dem Karzer entlassen und ga-

ben das Versprechen, keine Verbindung zu gründen. Sie behielten eine kleine Schar von Getreuen und als sie eines Tages in Gemeinschaft über den Markt gingen, um ein Zeugnis abzulegen, traten ihnen Verbindungsstudenten entgegen, an ihrer Spitze der überaus rohe *Horn*, welcher *Schmidt* ohrfeigte. Dieser, *de Valenti* und einige andere, die schon ausstudiert hatten, verließen nun Jena. Ihre Freunde konnten sich nicht halten und um leben zu können, meldete sich einer nach dem andern zum Duell, damit sie wieder ehrlich würden.

Die Bewegung blieb groß und zog sich bis in das Jahr 1815 hinüber, wo die deutsche Burschenschaft gegründet wurde.

Eines Tages lasen wir in dem besuchtesten Kolleg des Doktor *Luden* an dem großen eisernen Ofen die Worte: *volunto, voluto!* Wir erfuhren bald, was dies bedeute. Die Verbindungen lösten sich auf, sämtliche Studenten wurden auf den Markt geladen, wo die Hauptführer, besonders Mecklenburger, diese rohe Art, erklärten, es solle eine allgemeine Burschenschaft gegründet werden, wozu sie nun auch den Einzelnen aufforderten. Es zogen sich nur sehr wenige zurück. Auch wir traten freudig bei; die Herren Professoren staken mit dahinter und ihre Töchterchen wehten aus den Fenstern mit Taschentüchern. Die Statuten waren schon entworfen und wurden nach einigen Tagen denen, die sich zum Beitritt erklärt hatten, in einem großen Saale zur Bestätigung vorgelegt. Von dem Inhalte weiß ich jetzt noch sehr wenig: es wehte in ihnen eine Begeisterung für Einheit des deutschen Vaterlandes; Aufforderungen an die Burschen, sich mit Fleiß den Studien zu ergeben und ein tugendsam sittliches Leben zu führen, waren mit eingemischt. Von staatsgefährlichen Dingen vernahm ich nichts. Meine Landsleute erwiesen mir die Ehre, mich zu ihrem Deputierten zu ernennen: sie sahen mehr meine große, stattliche Figur, als sonstige Vorzüge an. Diese stellte mich auch bei dem errichteten Landsturm als Feldwebel an die Spitze der Compagnie. Der frische, freie Zug, der über uns gekommen, ließ wenigstens das gewöhnliche, erbärmliche Studentenleben zurücktreten. Die feierliche Übergabe der schönen schwarz-rot-goldenen Fahne, von Professorenfrauen und Töchtern gearbeitet, und die Pflanzung der Eiche bildete einen Abschluß des Ganzen.

Ostern 1816 verließ ich Jena. Meine Studienzeit war vorüber. Die Eltern wünschten, daß ich mich mit zwei Jahren begnüge. Es rührte mich, als der gütige Vater nur aus seinen beschränkten Mitteln noch 40 Tlr. sandte, damit ich ohne Schulden die Universität verlasse.

Hauslehrerleben.

1814-1846.

Ich kehrte nun ins väterliche Haus zurück. Meine erste Predigt, die ich hielt, war zusammengestoppelt aus allerhand Büchern und eigenen Gedanken. Die Leute freuten sich aber doch, daß Mosjö Adolph so weit war; der besorgte Vater schaute nur durch eine Ritze in die Kirche. Viel predigte ich in der Zeit nicht. Das bevorstehende Examen hatte für mich und meine Freunde so wenig Schrecken, daß vielmehr einer derselben den Vorschlag machte, wir wollten den prüfenden Konsistorialrat, der nicht einmal griechisch lesen konnte, tüchtig in Angst setzen. Wie tief die schwarzbürger Kirche darnieder lag, zeigt die Art der Prüfung. Keine schriftliche Arbeit war nötig. Der Herr Rat nahm uns auf sein Studierzimmer, wo schon drei Stühle bereit standen und wir setzten uns hin. Das Evangelium am 15. p. Tr. Matthäi 6,24 wurde der Prüfung zu Grunde gelegt. Ein Jeder übersetzte ein paar Verse und man hob einen Hauptgedanken hervor. Dieser war die göttliche Fürsorge gegen die Menschen und Jeder mußte daraus eine Predigtdisposition entwerfen. Da erschien das Mädchen und servierte den Kaffee und das Examen nahm ein gemütliches Ende. Nach acht Tagen erhielten wir unsere Zeugnisse, die dahin lauteten: Der Herr *F. A. Zahn* erhält hiermit das Zeugnis, daß er seine Prüfung wohl bestanden habe und hiermit in die Liste der fürstlich schwarzbürgschen Kandidaten aufgenommen sei.

Mein Wunsch war jetzt, in die Ferne als Hauslehrer, etwa in ein vornehmes, adeliges Haus zu kommen. Ich predigte noch ab und zu, auch einmal in der Stadt *Greußen*, das politische Gebiet berührend und erntete bei der Bürgerschaft großen Beifall. Im Jahre 1817 erhielt ich einen Brief aus *Jena* von meinem väterlichen Freunde Professor *Köthe*, der mir das Anerbieten machte, durch Vermittlung von Herrn Professor *Schubert* in *Ludwigslust* die Erziehung der beiden Kinder der verwitweten Freifrau von *Bechtolsheim*, geb. *Gräfin Beuille*, einer Französin, zu übernehmen. Dies freudige Ereignis führte mich zunächst wieder nach *Jena* zu *Köthe*, und als ich ihn fragte, ob der Dr. *Schubert* der bekannte Naturforscher sei, erhielt ich zur Antwort: „Ja, das ist mein Freund, – *obwohl er die Naturwissenschaft nicht aufgegeben hat, hat ihn doch Christus mehr ergriffen.*“ Diese Äußerung beschäftigte mich sehr, sollte ich doch ihre Wahrheit späterhin in ihrer volleren Bedeutung aus *Schuberts* Munde selbst vernehmen. Der Name klang mir entgegen, in welchem allein das Heil, Leben und Licht der Menschen erschienen war. Dieser Name war es, der von da ab der Mittelpunkt meines ganzen Lebens werden sollte: ich kannte ihn noch nicht, den guten Hirten, der mich nicht aus seiner Hand und aus seiner Leitung gelassen.

Nach Ostern machte ich mich nach *Ludwigslust* auf den Weg. Es war ein spätes Frühjahr und rauhe Witterung. Ein gutes Reisegeld erleichterte die Reise. Die Post brachte mich durch den noch mit Schnee bedeckten Harz über *Braunschweig* in die Lüneburger Haide, die wie eine kleine Sahara Süd- und Norddeutschland damals trennte. Nur einen Gefährten hatte ich, einen Sohn aus dem berühmten Handlungshause *Lübbecke*, der nach *Hamburg* ging. In *Lüneburg* setzten wir nachts über die Elbe und zum ersten Mal sah ich Schiffe und Kähne, von denen ich unverständliche, mich abschreckende plattdeutsche Laute hörte. Nachdem ich die mecklenburger Grenze überschritten, trieb es mich mit Ungeduld voll Hoffnung meinem Ziele zu. Fremd und unbehaglich sah mich das mecklenburger Land an, durch das ich teilweise eine Fußtour machte, um *Ludwigslust* zu erreichen. Hier angekommen, stellte ich mich meiner zukünftigen Herrin, der Frau von *Bechtolsheim* vor, die dem freimütigen Jünglinge gerne ihren Knaben übergab. Da ich auf dem Schlosse nicht wohnen konnte, wurde ich mit meinem Zöglinge zu dem katholischen Pfarrer in Pension getan. Frau von *Bechtolsheim* war selbst Erzieherin, nämlich von der jungen *Herzogin Marie*, die damals vielleicht dreizehn Jahre alt war. Andere Damen standen noch neben ihr und über das ganze Erziehungswesen des Ho-

fes war *Schubert* gestellt. Die *Herzogin von Orleans* war damals wohl vier Jahre alt und empfing seinen Unterricht.

Der katholische Pfarrer *Schulz*, bei dem ich wohnte, stand der kleinen katholischen Gemeinde in *Ludwigslust* vor. An den hohen Festtagen vermehrten ihre Zugehörigen die in der Nähe zerstreut wohnenden Katholiken aus Westphalen. Er war ein freundlicher, kluger, für einen katholischen Geistlichen wohlgebildeter Mann, der sich in seine eigentümliche Stellung mit großer Gewandtheit gefunden hatte, nicht ohne starke Eitelkeit und Sinnlichkeit. Wir lernten uns bald kennen und lebten familienartig zusammen. Ein unbekanntes, zerstreutes und verführerisches Leben trat mir an dem Hofe entgegen.

Wichtig und entscheidungsvoll für mein ganzes Leben ward mir die Bekanntschaft mit *Schubert*, welcher mir seine Freundschaft mit der größten Offenheit und Biederkeit gleichsam selbstverständlich anbot. Schon in den ersten Tagen hatte er mein Herz gewonnen. Wohl mochte der teure Mann mich bald durchschauen, wie leer ich von dem war, das ihm Hauptsache seines Lebens geworden: Erkenntnis Jesu Christi und seiner ganzen Herrlichkeit. Er nahm mich wie ich war und hat viel für mich gebetet. Er pflegte auf Niemand einzudringen, sondern mit seiner schönen Gabe, erbauliche Geschichten zu erzählen, pflanzte er in die Herzen, besonders junger Theologen, einen Samen, der zu seiner Zeit aufging. An dem verschiedenartigsten Umgang fehlte es mir nicht in meiner neuen Lage, waren doch nicht weniger als acht Kandidaten damals in *Ludwigslust*.

Mit meinem Knaben lebte ich Tag und Nacht zusammen, trieb von acht bis neun Uhr die ersten Anfangsgründe der alten Sprachen und dann eilten wir nach dem Schlosse, wo ich ein besonderes Zimmer hatte und hörte hier fremdem Unterrichte zu. Nach der Mühe der Studien erlustigten wir uns in dem herrlichen, in tiefem Wald sich verlierenden Schloßgarten und kehrten dann zu unserem gastfreien Pfarrer heim. Täglich sah ich Herzöge, Prinzessinnen, vornehme Damen. Man sprach nur französisch. War das Tagewerk vollendet, so gingen wir wohl noch ein Stündchen zu *Schubert*, wo sich Freund *Leidenroth* (ein thüringischer Kandidat in *Ludwigslust*) mit seinem Knaben einfand und wo wir alle dann auf die lieblichen Erzählungen *Schuberts* lauschten. Seine beiden Töchter, seine Gattin gaben dem Zusammensein den zarten, traulichen Familienhintergrund. Das einfache Zimmerchen, das uns aufnahm, bildete einen auffallenden Gegensatz gegen den Prunk des Hoflebens.

Der Sonntag war mir als ein ganz freier Tag geschenkt; meine Kinder waren bei ihrer Mutter, besuchten die Messe und gingen zur Tafel der Prinzessin *Marie*. Ich konnte ungehindert die Kirche besuchen, zu der ich regelmäßig mit *Schuberts* Familie pilgerte. Das erbärmliche Gesangbuch, die schalen, rationalistischen Predigten konnten einem nichts in der Wahrheit Förderndes bieten und oft vernahm ich aus dem Munde des so milden und sanften *Schubert* eine Äußerung tiefsten Unwillens. An einem Sonntage lud er *Leidenroth* und mich ein, ihn lieber auf einem Spaziergange zu begleiten. Wir wählten diesmal nicht den reizenden Park, sondern gingen in einen traurig düsteren Fichtenwald. Da stand mit einem Mal *Schubert* still und erklärte, wie er versuchen wolle, uns in einem Referate mitzuteilen, wodurch sich seine eben erschienene zweite Auflage der Vorlesungen über die Nachtseite der Naturwissenschaften von der früheren unterscheide. Er kam auf seine jetzige Glaubensstellung zu Christo zu sprechen, wie diese auf den Inhalt des Buches Einfluß geübt und wie er sie in Verbindung mit der Naturwissenschaft stellen möchte. Es waren zum Teil sehr tiefsinnige, für mich wenig verständliche Sachen. Als er geendet, mußte ich mich in meiner Naseweisheit und Neigung zum Disputieren auch äußern und sprach: „*Christus ist wohl die höchste Vernunft.*“ Alles, was *Schubert* darauf antwortete, indem er ernstlich und feierlich aus dem niedrigen Fichtengebüsch nach oben blickte, war: „*Christus ist mir Gott selbst!*“ Beschämt und wie übergossen ging ich nun still neben ihm her. Das Wort aber blieb im Innern haften. *Christus* wurde der Gegenstand meines Nach-

denkens. Ein innerer Trieb ließ mich auch die kleine katholische Kirche besuchen, zu der auch der betagte, aber sehr rüstige Großherzog *Friedrich Franz* ging, von seinen Adjutanten begleitet. Er hatte dieses nette Kirchlein im gotischen Geschmack für die katholische Gemeinde erbauen lassen, welche bei Hofe einzelne vornehme Damen zu ihren Mitgliedern zählte. Der in mancher Hinsicht reich begabte Großherzog war als junger Prinz durch seinen Onkel, den frommen *Friedrich*, etwas einseitig, doch in Treue und Sorgfalt für die orthodoxe Lehre der lutherischen Kirche in pietistischer Weise erzogen worden. Er mochte da Manches gehört und gesehen haben, was dem Wahrheitssinne dieses jungen, klugen und ritterlichen Jünglings zum Ärgernis gereichte. War es doch damals Sitte, daß die Haiducken zu einer gewissen Stunde am Abend durch das Städtlein gingen, um nachzusehen, ob sich die Bibel auf dem Tische fände. Die Karten unter dem Tische visitierten sie nicht. Als der fromme Herzog abgerufen wurde, sein Neffe ihm nachfolgte, waren die Schleusen zur Welt und für die Welt weit offen und der junge Herr warf sich nach seiner sehr sinnlichen Natur in diese Strömung hinein und schlürfte mit Lust mit einigen seiner Umgebung, was dargeboten wurde.

Merkwürdig genug – dennoch war etwas in ihm haften geblieben von reiner Kirchenlehre, so daß er wohl erkannte, der Rationalismus sei falsche Lehre, weshalb er auch seine Kirche alle Jahr nur einmal besuchte, außerdem aber regelmäßig in die Messe ging; denn er sagte: „Die Luther’schen Pfaffen predigen nichts mehr vom Blute der Versöhnung, was uns rein macht von allen unseren Sünden.“ Das arme Mecklenburg war damals in den meisten seiner Pfarrstellen mit solchen lutherischen Pfaffen besetzt. *Schulzes* Predigten, kurz, einfach und klar bewegten sich in Form der katholischen Kirche, ohne sie als solche in den Vordergrund zu stellen, um die Wahrheiten des eben verlesenen Sonntags-Evangeliums. Während der Messe hörte der Herr sehr aufmerksam zu und las aus einem großen Missale, worin der Meßner ihm jedesmal die, die Feste und Sonntage betreffenden, Abschnitte aufschlagen mußte.

Ich selbst schaute hier in eine ganz neue kirchliche Welt hinein. Die kleinen Gebet- und Meßbücher, die in der Kirche umherlagen, beschäftigten mich und was ich bis dahin in unserer Kirche nicht vernommen, trat mir nun entgegen. Ohne Kenntnis der katholischen Kirchenlehre selbst, las ich öfter das alte Kirchenlied „Christe, Du Lamm Gottes, für uns am Kreuze geschlachtet“ usw. Schuberts Wort: „*Christus ist mir Gott selbst*“, fand hier Anklang. Schubert drang oft nach seiner etwas mystischen Richtung auf das reine Herz, dem Gott nur die Weisheit von oben anvertrauen wolle: denn die Weisheit von oben ist zuerst keusch, friedsam, gelinde usw. Ein innerer Kampf bahnte sich so allmählich an und zog mich von der in Wahrheit gefährlichen Außenwelt ab. Oft riß ich mich gewaltsam aus verderblichen Umgebungen los und nahm den Vorwurf hin, ich wäre ein Sonderling.

Schubert, früher Direktor des polytechnischen Instituts in *Nürnberg*, war noch durch Vermittlung der verstorbenen Frau Erbgröfherzogin, geb. Prinzessin von *Weimar* nach *Ludwigslust* versetzt worden. Sein nächster Beruf sollte der Unterricht der Prinzessin *Marie* von Mecklenburg, der Tochter der ersten Gemahlin des Erbgröfherzogs und Schwester des Herzogs *Paul* sein. Nebenbei sollte er jedoch auch Einfluß gewinnen auf die Erziehung der beiden nachgelassenen Kinder der weimari-schen Prinzessin. Diese beiden Kinder besaßen die reiche, geistige Begabung ihrer verstorbenen Mutter und es war eine Freude, mit ihnen umzugehen. Täglich stieg *Schubert* zweimal aufs Schloß und behielt immer noch ein Stündchen, um dem Prinzen *Albrecht* Geschichten zu erzählen; der Gouverneur desselben war ein trefflicher junger Mann, ein Herr von *Brandenstein*. Sah man *Schubert*, diesen in seiner ganzen Erscheinung so einfachen Mann, der von Hofsitte nichts verstand, ein echter *Nürnberger* Bürger aus dem Umgange eines *Kießling* und der Predigt eines *Schöner*; so kam er einem wie der Fisch aus frischer See vor, der auf dem Sande zappelte und allmählich aushauchte.

Sein geistiges Leben, so meinte er, verwelke, auch bringe er schriftstellerisch gar nichts mehr zu Stande, obwohl betaut von oben sich allerlei in ihm regte. Er litt an Heimweh, mit ihm seine liebe Frau und auch seine beiden Töchter. Und doch erschien sein Büchlein: „Altes und Neues“, womit er sich vor aller Welt, auch seinen gelehrten Freunden, freudig zu Jesu Christo bekannte. Ich teilte das Alles mit ihm und er trug den schwachen Jüngling in Liebe. Oft ergriff ihn ein heftiges Weh und es wurde ihm schwer, sein Kämmerlein zu verlassen und nach dem Schlosse zu wandern, er, der doch eine so heitere Kindernatur hatte. Sein Gemüt flüchtete sich zu den alten Kirchenliedern, der Schrift, *Johann Arndt* und anderen. Doch sein Beruf als Naturforscher trieb ihn auch immer wieder zu älteren und neueren Erscheinungen der inneren Seelenkunde. *Salzmann* in Straßburg, *Jung Stilling*, Herr v. Meyer waren unter den Lebenden seine näheren Bekannten; ebenso *Justinus Kerner* und andere Magnetiseure, deren Erfahrungen er beachtete. In seiner theosophischen Richtung war es besonders *Oetinger*, der ihn viel beschäftigte. Wen sollte dieser im gewöhnlichen Leben in hoher Einfachheit und Lauterkeit wandelnde Knecht Gottes, sein Hunger und Durst nach Erkenntnis der Wahrheit nicht anziehen! Er wollte die letzten Gründe alles Erschaffenen, die dem Menschen nun einmal verschlossenen Zusammenhänge der unsichtbaren Gotteswelt mit der sichtbaren ergründen. Dazu ein Aufwand von Geistesanstrengung, der ohne Beispiel ist. Hätte Gott ihn nicht bewahrt, ihm von Jugend auf ein seinem Zorn und Ungnade fürchtendes Herz geschenkt, späterhin die selige Erfahrung, daß Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene sein Leben sei, so hätte er ein Dämon werden müssen. Durch *Schubert* lernte ich ihn kennen. Späterhin genoß ich seine einfältigen, das tiefste Verständnis der Gnadenlehre eröffnenden Predigten. Noch heute, wo ich meistens nur noch die Predigten Dr. *Kohlbrüggens* mit dem größten Segen lese, greife ich zuweilen auch zu meinem alten *Oetinger*, erquicke mich an einzelnen Auslegungen, lache herzlich über seine oft recht drolligen Äußerungen an seine Bauern und deren Weiber, schüttle aber auch bedenklich den Kopf, wenn er seine scheinbar tief sinnigen theosophischen Geschichten mit einmengt und ihnen vorträgt.

Wenn in der Neuzeit in Württemberg und auch jetzt im Osten Deutschlands man sich viel mit Oetingerscher Theosophie beschäftigt, und man wohl gar meint, man habe da ein rechtes Fündlein entdeckt, so kommt einem das ein wenig lächerlich vor, da man voraussetzen kann, daß die meisten dieser Herren, die das so nachsprechen, nicht den ganzen *Oetinger* kennen. Der bekannte, oft wiederholte Oetingersche Satz: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes, wird jetzt oft deklamatorisch so ausgerufen, als sollte sich die Angel den ganzen frommen und gottlosen Welt darum drehen. Man jagt damit den Teufel von keiner Seele. Auch wird der Satz dazu benützt, um nicht nur den Abendmahlsbegriff der lutherischen Kirche, sondern auch alles Äußere des Kultus, Bilder, Lichte und erhabene Kirchengebäude damit zu stützen. Wenn erst die Elemente und mit ihnen alles, was aus ihnen sichtbar gebildet ist, auf Erden in der Hitze des Feuers wird zerschmolzen sein – dann, ja dann wird es einen neuen Himmel und eine neue Erde geben, und auch dem einfältigsten Kinde werden die Rätsel der Theosophie gelöst sein. Es bedarf dazu nicht der gesuchten Spekulation eines *Rothe*.

Rechten Herzensgewinn zum wahren Frieden mit Gott brachte mir die Bekanntschaft süddeutscher Schriften, die über Nürnberg in *Schuberts* Hände gelangten. *Kießling*, *Burger*, auch *Schöner* in *Nürnberg* nahmen an allen geistigen Bewegungen in der ganzen Christenheit auf Erden den innigsten Anteil und von ihrem Standpunkte aus, der der ökumenisch kirchliche war, gedachte man auch der katholischen Kirche, wo sich dort irgendwie Christus als Haupt der erlösten Sünder kund tat. *Martin Boos*, ein junger Geistlicher, durch einige Viehmägde angeregt im Hunger und Durst nach Wahrheit und Gerechtigkeit, zündete ein Feuer an. *Fenneberg*, ein angesehener Geistlicher, früher Professor in *Dillenburg*, bildete in seinem Hause eine Pflanzstätte Geistlicher. Auch sein Freund *Michael Sailer*, der spätere Bischof von *Regensburg*, wurde in diesen Kreis gezogen.

Im Jahre 1817 erschien die Lebens- und Leidensgeschichte *Fennebergs* von *Sailer*, sowie auch Erweckungsgeschichten aus der Gemeinde von *Martin Boos*. Auch diese Schriften kamen in meine Hände. Nach so vielen Jahren erinnere ich mich, wie dieses (*Fennebergs*) Buch in Gottes Hand ein Mittel wurde, mich auf den hinzuweisen, der Kern und Stern unseres allerheiligsten Glaubens ist, auf Jesum Christum, den lebendigen Gottessohn und daß, wer ihn sähe, den Vater sähe. Seit dieser Zeit ist mir nie ein Zweifel angekommen über das Wesen seiner Person, daß er *Gott selbst ist*, denn das Wort war Gott. Nur der Kampf blieb um die Frage: „*wie hast Du Teil an ihm?*“ Wenn auch im Ganzen meine Führung äußerlich eine sanfte und freundliche war, lagerte doch ein tiefes Weh auf meinem Inneren und oft eilte ich in dem einsamen Park umher, seufzte zu dem lebendigen Gott, denn zu beten verstand ich noch nicht und die Bibel kannte ich nicht. Alle diese inneren Kämpfe mußten zum Teil meine beiden lieben, zarten Kinder mit durchmachen, insofern als ich eben nicht kindlich mit ihnen umging. Ein wichtiges Ereignis trug sich in dem Hofkreise damals zu. Der Großherzog verheiratete sich zum dritten Mal, um seinen unmündigen Kindlein eine treue Mutter zuzuführen. Er wählte die treffliche Prinzessin *Auguste von Hessen-Homburg*. Der kleine Kreis, der sich bisher um die drei fürstlichen Kinder gebildet, in welchen zwischenein *Schubert* als eine ausländische, ihnen allen unbekannte Pflanze versetzt worden war, wurde unter der Frau Erbgroßherzogin und ihrer überaus weisen Leitung zusammen gehalten. Haupteigenschaften dieser Fürstin waren Einfachheit, große Klarheit über das, was sie wollte und besonnene, konsequente Durchführung des auch für die fürstlichen Kinder erkannten Wahren. Bald wußte sie *Schubert* zu schätzen und empfing durch ihn auch mehr Licht und Erkenntnis über das Evangelium. Auch andere aus diesen vornehmen Umgebungen fühlten sich in den Kreis hinein gezogen und die gesegneten Spuren davon sind noch heute in *Ludwigslust* und *Mecklenburg* nachzuweisen. Lebt doch die alte, ehrwürdige, verwitwete Fürstin noch heute und ich hatte vor zwei Jahren die große Freude, sie nach etlichen vierzig Jahren wiederzusehen.

Ihr Herr Gemahl war ihr vorangegangen. Er wurde in einer finstern, stürmischen Novembernacht 1818 bei Fackelschein beerdigt neben seinen beiden, ihm vorangegangenen Gemahlinnen. Sie hatte ihn bis zuletzt geistig und leiblich gepflegt und an seinem Bette kniend drückte sie ihm die Augen zu, erhob sich mit einer, ihr in manchen Augenblicken aufgeprägten erhabenen Würde, ergriff Prinzessin *Marie* an der Hand, begab sich mit ihr zu den beiden jüngeren Geschwistern und sprach laut: „Nun weiß ich, Gott, warum ich hier bin.“

Obwohl nun *Schubert* jetzt in ganz anderer geistiger Umgebung hätte leben können, geliebt und hochgeachtet, konnte er nicht heimisch werden; er sehnte sich nach Süden in eine nach seinem inneren Berufe ihm zugewiesene akademische Lehrerstelle, und er öffnete sein Herz der edlen Fürstin. Sie – klaren Geistes, suchte ihn zwar für ihre fürstlichen Kinder als Lehrer und Leiter zu erhalten, auch der Staatsminister von *Plessen* eröffnete ihm die Aussicht, als Leiter des öffentlichen Schulwesens späterhin beschäftigt zu werden, mit äußerlich glänzenden Anerbietungen – *Schubert* konnte nicht zum Entschluß kommen und bat um seine Entlassung. Sie wurde ihm huldvoll gewährt und er rüstete sich Ostern 1819 zur Abreise, obwohl er keine Aussicht hatte, augenblicklich in *Bayern* eine Professur der Naturwissenschaften zu erlangen. Der Augenblick war in Wahrheit eine Glaubensprüfung, worin er aber nicht zu Schanden geworden ist. Der Ruf kam zur rechten Zeit als Professor der Mineralogie nach *Erlangen*. Ehe er abreiste, gedachte er noch auf einige Tage nach den alten Hansestädten *Lübeck* und *Hamburg* zugehen. Mir wurde die große Freude zu Teil, ihn auf dieser Reise mit meinem Zögling zu begleiten. Wir traten dieselbe, in den Osterwochen an, bei noch ziemlich winterlichem Wetter; versteht sich, daß *Schuberts* Frau und Kinder auch in unserer Gesellschaft waren. Am grünen Donnerstage kamen wir nach *Hamburg*, wo *Schubert* einige Freunde hatten, die sei-

ner harrten: Professor *Hartmann*, *Friedrich Perthes* und die edlen Mennoniten *van der Smissen* in *Altona*. Der darauf folgende Karfreitag wurde in der gewaltigen Handelsstadt, die einen mächtigen Eindruck auf mich machte, von der ganzen Stadt als der höchste Feiertag im Jahre begangen. Alle Geschäfte ruhten und auch wir wollten in irgend einer Kirche mitfeiern. *Hartmann*, der sich eingefunden, fragte, wen wir hören wollten. „Einen gläubigen Prediger,“ war *Schuberts* Antwort. Er nannte Einige; wir versuchten in der überfüllten Jakobikirche ein Plätzchen zu finden, der Prediger stand schon auf der Kanzel, doch war alles so wenig ansprechend, daß *Schubert* mit uns die Kirche wieder verließ. Beim Herausgehen ermunterte uns *Hartmann*, doch mit ihm nach der kleinen französischen Kirche zu *Merle d'Aubigné* zu gehen, da würden wir gewiß hören, wonach uns verlange. „Ach,“ sagte *Schubert*, „am heutigen Tage hört der Deutsche gern in deutscher Mundart und in französischer muß ich nur täglich zu viel hören.“ Doch wir gingen. Auch dieses Kirchlein war überfüllt, wir fanden aber noch einen bequemen Platz. Wo aber war der pasteur? Nach Sitte der französisch-reformierten Kirche verlas erst der lecteur die betreffende Tageslektion. Nach einigen Versen rauschte der stattliche *Merle d'Aubigné* herein, in seiner ganzen Erscheinung ein Romane, ein damals schöner Mann. Er bestieg die Kanzel. Sein Text war: Der Mittelpunkt, das Wesen des Christentums, 2. Korinther 5,19, worüber er so frisch und begeisternd und mit französischer Eleganz redete, daß es einen mächtig ergriff. Befriedigt verliehen wir die Kapelle und wünschten gern, die persönliche Bekanntschaft *Merle d'Aubignés* zu machen, was aber erst in späteren Jahren geschah. Am Abend befanden wir uns in dem engeren Familienkreise von *Friedrich Perthes*, lernten holsteinische Austern essen und erfreuten uns an der lebendigen Unterredung eines echten Hamburger Bürgers, der auf Wissenschaft und deutschen Buchhandel einflußreich eingewirkt hat. Seine einfache, klare und innige Ehegattin erinnerte an ihres Vaters stilles Haus in *Wandsbeck*. Tags darauf, am heiligen Abend des Osterfestes, eilten wir nach *Lübeck*, wo ein größerer Kreis christlicher Freunde *Schubert* erwartete. Dieser sammelte sich um *Joh. Geibel* in der reformierten Kirche. Dahin begaben wir uns auch zur kirchlichen Feier des Osterfestes. Gesang und Predigt zog das Herz nach oben. Letztere verkündigte auf eine sehr kräftige, demonstrative Weise: Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel. Am Abend erwarteten uns christliche Freunde in dem gastlichen Hause des russischen Generalkonsuls von *Adercaß* aus Petersburg. Ich nenne nur Einzelne der Anwesenden. Zuerst *Geibel*, der beim Hereintreten *Schubert* die Hand reichte und bewegt sprach: „Ich schäme mich vor Gott und Ihnen, daß ich noch nicht besser predigen kann.“ Dann waren dort Dr. *Pauli*, Kandidat *Mosche* und vor allem der bedeutende Mineraloge *Joh. Menge*. Schon in seiner gnomenartigen, seltsamen äußeren Erscheinung ein Original, Inhaber und Geschäftsführer des großen mineralogischen Kabinetts von *Leonhardi*, der sich als Autodidakt vom Hausknecht zu dieser Bildung und Stellung emporgearbeitet hatte. Er war ein großer Mineralienhändler im lebendigen Glauben stehend, eben im Begriff, nach *Island* zu reisen, um diese gewaltige Natur in ihren Geisern und schwefelbrennenden Jäkuds und schönen Obsidianfelsen näher zu untersuchen. Seine oft seltsamen Ansichten über Astronomie, Erdstellung und Himmel bewegten sich doch im Gebiet des frischesten Glaubens. Ich möchte ihn mit einem Kometen vergleichen, mit dessen Bahn er etwas Verwandtes hatte. Er ging später von *Lübeck* über *Petersburg* nach dem Ural bis nach Indien. Zuletzt hörte ich von ihm von Australien her, wo er für Engländer fruchtbare Distrikte untersuchte.

Außer *Menge* waren noch einige angesehene Frauen aus dem Kaufmannsstande zugegen. Alles wollte nur von *Schubert* hören und lauschte auf jedes Wort und als nun erst die beim ersten Begegnen vorhandenen Schranken beseitigt, auch der Leib durch köstliche Speise und Trank erquickt war, kam auch *Schubert* ins Erzählen, wozu der neben mir sitzende Gnome *Menge* gar beifällig lächelnd seine Zustimmung gab. Der Abend verfloß gar lieblich und ich hatte hier ein Haus gefunden, in das ich späterhin von *Ratzeburg* aus öfter einkehrte.

Am folgenden Tage reisten wir nach *Ludwigslust* zurück und *Schubert* rüstete sich zur Abreise nach *Erlangen*. Er wollte eigentlich nach *Dresden* gehen, um sich wieder in einen Beruf einzuarbeiten, da kam die Vokation zur Professur nach *Erlangen*. Als er von mir Abschied nahm, es war im Zimmer des Prinzen *Albrecht*, dem ich nach seiner Abreise täglich eine Stunde gab, kam er tief bewegt eben von der Frau Erbgroßherzogin und rief mir scheidend die Verheißung des Jesaja zu: „Siehe, in meine Hände habe ich Dich gezeichnet.“

Einsam stand ich nun auf dieser schlüpfrigen Stelle, wo so viele Gefahren mich umgaben. Es beteten wohl manche für mich, unter ihnen auch die ehrwürdige Frau Herzogin, die mir immer eine mütterliche Gönnerin geblieben ist. Ein geheimer Druck, ein verborgenes Seufzen meiner Seele hielt mich von der Welt zurück. Das Leben ging so seinen gewöhnlichen Gang bis Ostern 1820, wo sowohl Frau *von Bechtolsheim* als auch ich die Überzeugung gewonnen, daß es für *Alexander* besser sei, aus der Nähe des Hofes entfernt zu werden und wir wählten das kleine Städtchen *Ratzeburg* mit seinem damals trefflichen Gymnasium.

Noch bemerke ich, wie ich in diesen drei Jahren mit meinem Zögling drei Reisen gemacht habe. Im Jahre 1818 nach Thüringen zu meinen Eltern; von da nach *Stetten* zu der Gräfin *von Keller*'schen Familie. Graf *Keller* war der Großonkel *Alexanders*. Wir blieben wohl acht Tage in dieser angenehmen Familie, wo wir uns am meisten im Kreise der Frau Gräfin bewegten, um die sich gerade in dieser Zeit ihre Enkel aus Petersburg, die Kinder des Fürsten *Bariatinsky* versammelten. Frau Gräfin *Keller* war eine geborene Prinzessin von *Wittgenstein*. Sie war am kaiserlichen Hofe in Rußland ganz als Russin erzogen. Hier fand sie der junge Diplomat Graf *Keller* und sie ging mit ihm späterhin, als er Gesandter war, nach Schweden, Wien und Paris. Jetzt hatte sie sich auf diesen stillen Landsitz zurückgezogen. Eine gar seltsame Gesellschaft bewegte sich um diese Dame damals. Unter den Kindern nahm die Amme eine bedeutende Stellung ein: eine stattliche Frau von den Gütern des Fürsten in der so kleidsamen, russischen Nationaltracht, die ihr kleines Chor in guter Ordnung zu erhalten wußte. Auch ein Arzt, Sekretäre und Zofen gehörten zu dem Hauswesen. Der Blick in diesen Kreis einer großen, russischen Familie öffnete mir ganz neue Lebensansichten. Die Bekanntschaft mit der *Keller*'schen Familie hatte auch ihre Folgen. Ich bereitete später die Comtesse *Adele* zur Konfirmation vor. Ihre ältere Schwester *Sophie* wurde zuerst von der Gnade ergriffen und am Tage der Einsegnung bekannte die sonst so schweigsame *Adele* mit solcher Freudigkeit ihren Glauben an den Herrn Jesum Christum, daß wir alle erstaunt waren. Noch heute sind die Fäden zu entdecken, die damals durch die Familie mit dem Himmlischen geknüpft wurden. Zu gleicher Zeit wurde auch meine liebe *Clotilde* die Schwester *Alexanders*, hier mit erzogen, mir eine große Freude.

Nach diesem Vorgreifen in meiner Lebensskizze erwähne ich noch, wie wir von *Stetten* über *Gotha* nach *Eisenach* zogen, um den einzigen Enkel der alten Großmutter vorzustellen. Sie empfing uns auf ihre frische, lebendige Weise, ganz im Kreise der Schöngeliebten in Weimar lebend: eine Verehrerin von *Göthe* und *Schiller*. Wir blieben acht Tage bei ihr und kehrten dann nach *Ludwigslust* zurück. Die zweite Reise geschah nach dem Seebade *Doberan*, wohin die Herrschaften von *Ludwigslust* alljährlich auf einige Monate gingen. Da stand ich zum ersten Mal tief bewegt und doch auch hoch erhoben am heiligen Damm und schaute in die unermesslichen Wogen der Ostsee, pilgerte auch oft am Abend mit *Schubert* und seiner Familie in den schönen Wäldern am Ufer, ein wenig Mineralogie studierend. Die dritte Reise im Jahre 1819 erfolgte nach der schönen Insel *Rügen*, zum Teil ganz zu Fuß. Es begleitete uns mein Freund *Händes*. Wir durchzogen die Insel von *Stralsund* aus, besuchten auch *Schuberts* Freund *Mohnicke* in *Stralsund* und herbergten eine Nacht am äußersten Ende auf *Wyck* bei dem Pastor *Schwarz*, dessen Gastzimmer ganz behangen waren mit den

Kupferstichen des berühmten Landschaftsmalers und Stechers *Philipp Hackert*, späterhin in *Neapel*, dem Freunde *Goethes*. Das erste kleine, von ihm in dieser seiner Heimat entworfene Seebildchen, ein Fischerboot mit schwellenden Segeln, eröffnete die unabsehbare Reihe der Kupferstiche, die er in so großartiger Weise gefertigt hatte. Die Geistesrichtung des *Schwarz*, Vater des jetzigen Generalsuperintendenten in *Gotha*, schweifte sehr in Kunst und Poesie und manche verschiedene Ansicht gab Veranlassung zu kleinem Disput.

Nach diesen Einschiebseln nehme ich den eigentlichen Faden meines Lebens wieder auf. – Im Jahre 1820 zogen wir aufs Gymnasium nach *Ratzeburg*, wo ich nur bis 1821 bleiben konnte. Hier muß ich nun meines Freundes *Händes* gedenken. Er war ein Jenenser wie ich und von Jugend auf in den Rationalismus eingetaucht, sonst ein sittlich reiner, geistig begabter und in seinem Berufe treuer Lehrer. Das erkannte die Familie von *Gadow*. Frau von *Gadow*, diese zarte, liebenswürdige Erscheinung, Mutter von fünf Kindern, war während eines Aufenthalts in *Lübeck* innerlich zum Glauben erweckt worden und fühlte wohl, wie *Händes* die Hauptsache fehlte, achtete ihn aber sonst wegen seiner Treue. Da im Monat März erschien plötzlich Herr von *Gadow* und bat mich, ihn sofort auf sein Gut zu begleiten, denn *Händes* sei plötzlich wahnsinnig geworden und befinde sich in *Rostock* unter Aufsicht eines Arztes. Ich eilte dorthin, fand ihn zwar nicht mehr in der großen Aufregung, doch sehr krank am Geist. Er war innerlich von oben erleuchtet, erkannte sich als den vornehmsten Sünder, klagte sich selbst auf das Härteste an und zweifelte an Gottes Güte. Doch verbarg er damals, wodurch dieses alles über ihn gekommen sei. Er gab seine Hauslehrerstellung auf und ging mit mir nach *Ratzeburg*. Die Osterferien waren da und so begleitete er mich nach *Ludwigslust*. Der Kreis christlicher Freunde nahm ihn liebend in seine Mitte auf, suchte ihn zu beruhigen, aber das drückte ihn mehr, als es ihn erhob und er erklärte mir mit einem Male, er müsse sofort nach Thüringen zu seinen Geschwistern und ich möge ihn nicht halten, sonst kehre sein Wahnsinn furchtbar zurück. Wir ließen ihn ziehen und er kam glücklich nach *Erfurt*. Dort fand er allmählich Erkenntnis der Wahrheit und Ruhe für seine arme Seele. Späterhin, im Jahre 1825, wo wir in *Berlin* zusammentrafen und wohin er als sehr begabter Judenmissionar aus dem Posen'schen zurückgekehrt war, vernahm ich Folgendes von ihm: In der letzten Zeit seines Aufenthalts bei *Gadows* fühlte er mehr und mehr den Unfrieden seiner Seele, besonders der stillen, sanften Hausfrau gegenüber. Hatte er doch auch schon bei unserer Reise nach Rügen gefühlt, als habe ich ein Etwas – es war leider noch sehr wenig – was ihm fehlte; da war aber Niemand, dem er sich zu eröffnen wagte; die Kirche und ihre Diener verstanden ihn nicht. Da brach es mit einem Male in einer Nacht in offene Raserei bei ihm aus; er stürzte aus dem Bette, ergriff eine große Ofengabel und suchte alles in seiner Nähe zu zertrümmern und als endlich der Bediente kam, ihn zu halten, drohte er ihn zu erstechen, und stürzte wie er war in den Hof und stand dort mitten im tiefen Schnee. Man brachte ihn endlich zur Ruhe. Körperlich angegriffen, ließ er sich das gefallen und die äußere Raserei wich von ihm. Ein Arzt kam, auch der Geistliche, aber er schwieg. Da nahte sich ihm die Hausfrau und ihn sanft aufmerksam machend auf seinen kranken Zustand, fragte sie: „Soll ich Ihnen denn nicht etwas vorlesen?“ „Nun ja,“ erwiderte er, „dort liegt noch das Buch, aus dem ich mit den Kindern chemische Experimente versucht habe, da lesen Sie mir etwas.“ „O,“ sagte sie, „das ist jetzt nicht das Rechte, soll ich Ihnen nicht aus dem Neuen Testamente etwas lesen?“ Das war ihm nicht recht, doch ließ er's geschehen. Sie las ihm Johannes 17 vor. *Händes* befand sich in diesem Augenblicke leiblich in einem ganz sonderbaren Zustande. Seine Glieder starben allmählich von unten auf ab und wurden ganz, eisig kalt und gerade in diesem Augenblicke lauschte er gleichsam auf den letzten Herzschlag und spekulierte darüber, was hernach – doch hörte er auf das Gelesene und als er die Stelle vernahm: ich habe der keines verloren, die Du mir gegeben hast, als das verlorene Kind, hieß es: *Das bist Du*, und in dem Augenblicke begann die rechte Erkenntnis seiner selbst. Das Todesgefühl und die Kälte aus

seinen Gliedern wich mit einem Male nach unten und verlor sich. Frau von *Gadow* verließ ihn ohne besondere Bemerkungen. Da in der Nacht, in großer innerer Not hatte er eine Art Vision. Das Haupt des gekreuzigten Christus erschien über ihm und ein Tropfen seines Blutes netzte sein armes Herz. Nur ein Gedanke bildete mitten unter einem Gewirre arger Gedanken usw. den Mittelpunkt seines Lebens: Wirst Du Vergebung finden, so ergibst Du Dich Gott im freien Dienst der Liebe als Missionar. Auf welchem Wege sollte er aber dazu gelangen? Er schwankte im Jahre 1821 wie ein Schatten in *Erfurt* umher. Der 88. Psalm und ähnliche drückten seine innere Stimmung aus, auch im Kreise, der Seinigen. Niemand verstand ihn und man dachte nur daran, wie man ihn in einem äußeren Beruf beschäftigen möchte. Sein einziger Tröster unter Menschen war ein gläubiger Turmwächter auf der Kaufmannsbrücke. In diesem Zustande traf ich ihn Pfingsten 1821. So ganz offen konnte er noch nicht gegen mich sein. Die Verwandten schickten ihn in diesem Sommer über *Berlin* nach *Stargard*. Da sollte er ein Buchdrucker werden bei seinem Onkel *Händes*. Ich hatte ihm vom Baron *Kottwitz*, dem Vater der Armen und Elenden, Manches erzählt. Er meldete sich bei ihm. Der umfaßte ihn mit seinen Liebesarmen, das Eis seines Herzens brach und er erzählte ihm, wohin er wolle, nämlich nach *Stargard*, um Buchdrucker zu werden. „Nein,“ sagte der ehrwürdige Mann, „mein Sohn *Händes*, Du sollst kein Buchdrucker werden. Willst Du ein Missionar werden?“ Er stimmte laut schluchzend ein. In wenigen Tagen wohnte er schon in dem *Jänicke*'schen Missionsinstitut und studierte mit seinem Stubengenossen *Gützloff* gar fleißig. Bei seinen bedeutenden Talenten für Sprachstudien warf er sich besonders auf die morgenländischen Sprachen. So ebnete sich ihm sein Weg auf das Gebiet der Judenmission.

Wenn ich Pfingsten 1821 mit einem Male in der Heimat auftrete, so entsteht für den Leser die Frage, woher das? Ostern erhielt ich nämlich einen Brief von meinem Bruder *Franz*, der eben Jura ausstudiert hatte, und der machte es mir zur Pflicht, meine Stellung sofort aufzugeben und mich der Erziehung und Unterweisung meiner drei jüngsten Geschwister hinzugeben. Ich war in großer Verlegenheit und doch drängte die Pflicht, da die Lage der Eltern bei zwölf lebenden Kindern bei geringem Pfarreinkommen es diesen unmöglich machte, ihnen einen besonderen Lehrer zu halten. Ich gab den Brief meiner Frau Prinzipalin zu lesen. Mit Tränen gab sie mir ihn zurück und sprach: „ich habe geglaubt, Sie würden meinen *Alexander* längere Jahre ühren, allein hier ruft eine höhere Pflicht und ich trete zurück; doch weiß ich auch, daß Ihre Eltern dürftig sind und Sie würden ihnen ja nach der einen Seite sogar eine Last sein und so erhalten Sie bis zu einer festen Anstellung alljährlich von nur hundert Taler Pension.“ So schied ich denn Ostern 1821 aus diesem teuren Kreise.

Baron von Kottwitz.

1821.

Von Ludwigslust reiste ich mit meinem Freunde *Koch* nach Berlin. Vor einem Jahre mitten im Winter hatten wir in *Ratzeburg* die Bekanntschaft des ehrwürdigen Greises Baron *von Kottwitz* gemacht und Welch ein weiter Kreis öffnete sich da dem Blicke auf dem Gebiete der christlichen Beziehungen durch ganz Deutschland, für die damals der Baron eine Autorität war: beglaubigt von oben, wie wenige seiner Zeitgenossen, Herzensdemut, getragen von einer Würde, ja zuweilen Erhabenheit, gewann ihm Hochachtung und Vertrauen. Die reichste Erfahrung im christlichen Leben kam so manchen bekümmerten und verwirrten Herzen zu Gute. War doch der Zweck seiner damaligen Reise in der Winterzeit kein anderer, als den in Mauerei verflochtenen und in kräftige Irrtümer geratenen Herzog von *Holstein* durch Gottes Gnade auf den einfachen Weg des Evangeliums zurückzuführen, da er früherhin in dieser Verbindung ihm sehr nahe gestanden hatte. Ich durfte den teuren Mann bis *Lübeck* begleiten, wo auch er wohlbekannt einen Abend bei *Trinette Claudius* in Gesellschaft von *Joh. Geibel* und Anderer mit uns verlebte. Wir schieden am andern Morgen und er reiste nach dem Norden. Von dieser Zeit an nahm der im Geiste starke Mann mich wie eine schützende Glücke unter seine Obhut und blieb ein sehr treuer Freund und Berater, ja Führer auf meinem Lebenswege und ich gehörte zu dem nicht kleinen Kreise der jungen Theologen, die ihm außerordentlich viel verdanken. Ich war zu ihm nach Berlin eingeladen in die große Kaserne, Alexanderplatz 6, eine Herberge für Zöllner und Sünder jeglichen Standes. Welch ein Leben umgab uns da! Sehr viele verarmte Handwerker, besonders Weber wohnten in der Kaserne. Ein Hausvater unter des Baron Leitung beaufsichtigte das Äußere. Ein christlicher Lehrer unterwies im Evangelio Alt und Jung, hielt auch am Abend eine Betstunde. Aber das Allerwichtigste für einen jungen Theologen war der Verkehr so vieler damals zum Glauben erwachter junger Professoren, Studiosen, Lehrer mit dem teuren Greise. Da lernte man einen *Neander*, *Olshausen*, *Tholuck*, *Harnisch* und Andere kennen, die Rat und Trost suchten und die erste Führung in ihrem so wichtigen Berufe. Alle beobachteten in Ehrerbietung achtungsvolle Stille dem Greise gegenüber. Wie viele arme Studierende empfingen aus seiner eigenen Hand Unterstützung oder sie wurde ihnen, besonders Talentvollen, durch seine Vermittlung von Seiten des Staats überwiesen. Gewöhnlich speisten eine Anzahl junger Studierender zu Mittag bei ihm, wo er in Weisheit und freundlicher Liebe die jungen Geister aneinanderstoßen ließ, damit er sie, besser kennen lernte und da einlenken konnte, wo sie in jugendlichem Mutwillen vielleicht übersprudelten. Wohl Hunderte gingen durch diese Schule und segnen noch heute die Stunde, in der sie in seine Nähe getreten waren. Sein Haus sah täglich etliche von Denen, die zum Glauben an Jesum Christum erweckt waren. In den Morgenstunden kamen hohe Offiziere, hohe Beamte, auch wohl ein junger Prediger oder ein bekümmertes Handwerker und Familienvater; auch wohl Geheime aus den verschiedenen Ministerien erschienen, ja ein reichbegabter Kronprinz machte dem Vater *Kottwitz* einen Besuch. Von manchen Schloßbewohnern in hochangesehenen Familien wurde er dringend begehrt, um aus allerlei Not und Elend, in dem auch die vornehme Welt sich befindet, zu erretten, zu helfen, obwohl er sich nirgends aufdrängte. In seiner ganzen Weise war er zart und fein, wie es damals bei den alten aristokratischen Geschlechtern herging. Doch konnte er mit einer Würde und Festigkeit auftreten, daß sich besonders verwirrte Geister, so sie nur Wahrheit begehrt, ohne sich verletzt zu fühlen, an ihm aufrichten konnten. Ich schweige von seiner großartigen Wirksamkeit in der Provinz Schlesien unter den Webern in ihrer Bedrängnis. Das fand alles in Berlin, Alexanderstraße 6, seinen Mittelpunkt. *v. Kottwitz* trieb innere Mission so anspruchslos und bescheiden und doch in so großem Maße. Die heutige Werktreiberei lag ihm gar fern und die linke Hand wußte nicht, was die rechte tat. Auch *Wichern* hat in diesem Hause die ersten Anstöße zu seiner späteren, wer wollte das verkennen, großen Wirksamkeit gefunden. Möge er

sich noch heute erinnern, daß solche Wirksamkeit ohne Schaden für sich und andere nur auf evangelischem Grunde ruhen kann. Oft mag er auch von *v. Kottwitz* das Wort vernommen haben: „Der Herr hat nicht Gefallen an der Stärke des Rosses noch an Jemands Gebeinen. Das zerbrochene Herz und der geängstete Geist sind die Opfer, die ihm gefallen.“ Und wo so ein Grund im Menschen gelegt ist, da sind wir geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, von denen die linke Hand nichts weiß. Besonders anziehend waren die Soireen beim Baron, zu denen sich auch aus den höheren Ständen von der Gnade ergriffene Männer und Frauen zu einer Abendandacht einstellten. Man brachte neue Bekannte, durchreisende Fremde mit dahin. Man sah dort die Herren *von Gerlach, Focke, von Hollweg, Lancizolle, von Meyer, von Sommerfeld* und viele Andere. Sie fanden hier alle die gebildetste, feinste Unterhaltung, in der man sich mit Ehrerbietung entgegenkam, geistige Auffassung und Förderung und der Kreis dehnte sich weit aus durch ganz Preußen und Deutschland. Wie viele junge Seelen schreiben von der Zeit an das Erwachen zum ewigen Leben! Christliche Freundschaftsbünde wurden hier geschlossen, die nicht mit diesem Leben abgeschlossen sind. Drei Wochen, bis gegen Pfingsten, genoß ich den täglichen Umgang des teuren Mannes und seiner Freunde. Welch ein Gewinn für's ganze Leben! Wurde doch auch hier meine spätere Berufung als Pastor nach Pommern angebahnt.

Die Kirche, in der man sich am Tage des Herrn zusammenfand, war die Bethlehemskirche, wo der Papa *Jänicke* in seiner innigen und äußerst originellen Weise das Evangelium verkündigte. Seine Zuhörerschaft, von den niedrigsten bis zu den höchsten Ständen, war in beständigem Zunehmen. Dann ertönte auch bald in anderen Kirchen das Wort vom Kreuz und wie zum christlichen Leben nicht bloß kleine Konventikel, sondern auch für die Massen kirchliche Versammlungen gehören, konnte man schon damals in Berlin sich herausbilden sehen. War es auch für die ganze Monarchie nur wie ein Tropfen am Eimer, so bemerkte man doch an dem lieben Baron darüber eine innere Freude und Erhebung seines Herzens. Er, der auch den seltsamsten Separatisten tragen, ja in seinem Hause pflegen konnte, schaute weit hinaus über die Grenzen des Bekenntnisses der damals noch in Preußen rechtlich bestehenden Kirchenabteilungen. Er erkannte aber auch ebenso klar, wie geschichtliche, sozialrechtliche Bildungen der bestehenden Konfessionen Schutz und Pflege erforderten. Seine Erfahrungen auf diesen Gebieten, besonders auch in Schlesien hatten seinen Blick geschärft. Er gehörte in voller Überzeugung der lutherischen Kirche an und wußte wohl, wohin der herrschende Rationalismus sie in allen Ständen geführt hatte. Besonders seine vertrauten Verbindungen in der Loge mit den höheren Ständen und seine Kenntnis von den damals, man könnte sagen, durch ganz Europa verzweigten Bestrebungen einer falschen Aufklärung ließen ihn für das arme Volk fürchten. In seinem edlen Freimut schwieg er nicht und manche schriftlichen Zeugnisse für evangelische Wahrheit gelangten wohl auch in die Hände *Friedrich Wilhelm III.*, dessen Jugendgeschichte, sowie die tiefe Demütigung desselben und seines ganzen Volkes im Jahre 1806 er miterlebt hatte. Er sah darin eine gerechte Züchtigung Gottes, aber auch das Mittel, Preußen auf den rechten Weg zurückzuführen. Universitäten, Gymnasien, Seminare erkannte er als die Bildungsstätten des Volkes – von da müsse die Bildung kommen. Er stand jenen wackeren Männern, welche die *Pestalozzi'schen* Institute in der Schweiz besuchten, nicht fern. Besonders waren es *Henning, Dreist, Kawerau* in *Bunzlau*, die durch ihre Verbindung mit einem *Albertini* und der Brüdergemeinde die Kraft des Evangeliums an ihren eigenen Herzen erfahren hatten und überzeugt waren, daß unserem Volke nicht zu helfen sei durch *Pestalozzi'sche* Methode allein, sondern, daß der Herr sein Wort sende und mache es gesund, obwohl die Anwendung jener Methode auf die verschiedenen Schuldisziplinen von eingreifendem Einflusse war. Ich erinnere nur noch an zwei Manuskripte, die Baron *v. Kottwitz* im Jahre 1817 und später sehr ernst und mahnend für alle einflußreichen Staatsmänner geschrieben, und wie er darin die tiefste Einsicht in die Pflichten des Staates kund tat. Ehe

ich nun meine Erlebnisse in der Heimat schildere, will ich hier noch zwei selbstständige Abschnitte folgen lassen.

Meine erste Predigt.

Im Anfang dieses Jahrhunderts war es, wo dort in der freien Stadt *Bremen* der Schlossermeister *Meier* an einem Morgen seine Familienstube verließ und in seine Werkstatt trat.

Er gehörte zu den ehrbaren Bürgern dieser alten guten Stadt, die noch festhielten an der christlichen Art und Sitte ihrer Väter, und hatte sein Tagewerk mit Gesang und Gebet begonnen. Ja auch als er seinen Gesellen schon die Arbeit angewiesen, stimmte er noch einmal mit lauter Stimme den Vers an:

„Dein Blut, der edle Saft,
Hat solche Stärk' und Kraft,
Daß auch ein Tröpflein kleine
Die ganze Welt kann reine,
Ja gar aus Teufels Rachen
Frei, los und ledig machen.“

Indem er noch singt, klopft es an die Türe und der Nachbar, ein Tischler, tritt herein, um Schlosserarbeit zu bestellen. Er nähert sich still dem Singenden und als dieser geendet, legt er seine Hand auf dessen Schulter und spricht: „Nachbar, wenn Ihr nur wüßtet, was Ihr singet!“

Jetzt war es mit unsers *Meiers* Andacht vorbei. Ein innerer Sturm erhob sich, seine Gesichtsfarbe veränderte sich, die Lippen bebten. „Hält der Nachbar mich für so dumm, bin ich nicht so gut ein Christ wie er, besuche ich nicht die Kirche, bediene ich mich nicht des Sakraments, was kann er gegen meinen Wandel einwenden? Aber so sind die *Feinen*, alle anderen, die nicht zu ihrer besonderen frommen Gemeinschaft gehören, richten und verachten sie.“ Er wollte dem Nachbar scharf und bestimmt antworten, vermochte es aber nicht. War es ihm doch, als bände ihm Jemand die Zunge. Der Nachbar stand indes mild und ernst neben ihm und begegnete dem Sturme des *Meier* mit einem Friedensblick in Sanftmut. Er gehörte zu jenen Stillen im Lande, die sich zwar nicht vom Verbande der äußeren Kirche getrennt, aber mit Gleichgesinnten in engerer, traulicher Gemeinschaft lebten. Hatten sie am Tage des HErrn, wie sie es gewissenhaft taten, die kirchlichen Versammlungen besucht, so pflegten sie bei irgend einem Freunde noch besonders zu gemeinsamer Andacht zusammen zu kommen.

Was gab nun diesem Manne diese Sicherheit und Ruhe, während sein Nachbar so voll Zweifel und Unruhe war? Nun, er war nicht in seinem eigenen Namen gekommen. Sein Morgenlied hatte er auch gesungen, aber im Geist und in der Wahrheit. Er wußte, daß er teuer erkaufte war. Sein Herz war mit Jesu Blut besprengt, er war los vom bösen Gewissen und daher auch gewaschen am Leibe, daher der Freimut *zu bekennen*.

Der Schlossermeister blieb allein bei seiner Arbeit, doch fand er keine Beruhigung. Der Nachbar mit seinem Wort blieb bei ihm. Es trieb ihn hinaus in den Garten. Als er seiner Frau sein Herz erweiterte, warnte ihn diese: „Hüte dich vor den Feinen!“ Als der Abend kam, nahm er noch einmal das am Morgen gesungene Lied vor und prüfte sich: Sollte ich das nicht verstehen? Noch öfter fragte er sich so, aber er fand keine befriedigende Antwort. Es vergingen Tage und Wochen. Der Nachbar ging vorüber, grüßte wie sonst, aber *Meier* konnte es kaum freundlich erwidern. Sah er ihn besonders am Sonntag Abend vorbei in die Versammlung gehen, so wollte sich die Aufregung wieder stärker regen. Und doch – was mögen diese Frommen dort treiben? Liefen doch in der Stadt die seltsamsten Gerüchte umher von törichten, ja abscheulichen Dingen, die sie dort unter dem Schein der Frömmigkeit treiben sollten. Man warnte vor dem Besuch, denn wie ein Zauber komme es über die Leute – und wer ihn empfangen, sei auch gefangen. Die Nachbarn sahen sich zuweilen wieder.

Der Ärger *Meiers* war einem stillen Nachdenken über sich selbst gewichen, er las eifriger, treuer seinen Morgen- und Abendsegen und seufzte tiefer zu Gott auf, wenn er sich niederlegte. Da träumte er einmal, daß er den Nachbar mit beklommenem Herzen in die Versammlung begleite. Es öffnete sich vor ihm ein kleiner Saal. Rechts und links standen Bänke, auf denen die Geschlechter getrennt saßen, vor ihnen ein grünes Tischchen, worauf Bibel und Gesangbuch lagen, aus denen ein Mann las. Einen tiefen Eindruck, machte dieses Traumbild auf *Meier*. Was sollte das? fragte er sinnend. Doch siehe, nach einigen Tagen bat ihn sein Nachbar, mit zu den Versammlungen zu kommen. Er entschloß sich und trat den Weg an. Die Türen öffnen sich, und welch ein Anblick bietet sich? Alles ist so im Saale, wie es ihm im Traume gezeigt wurde, auch das grüne Tischlein fehlt nicht und die Bücher auf ihm. Er war aufs Tiefste erschüttert.

Freundlich grüßte man den neuen Gast, aber leise setzte sich jeder an seinen Platz, ohne durch eitles Gespräch den Nachbar in der stillen Sammlung seines Herzens zu stören. Alle Plätze waren besetzt, nur nicht der hinter dem Tische. Der Vorsteher des Ganzen fehlte heute, da er plötzlich verhindert war zu kommen. Und die bescheidene Versammlung, in der sich Niemand aufdrängen wollte, das Lehramt zu übernehmen, wollte sich schon auflösen. Da pochte es an die Türe, und herein trat ein teurer Mann aus der Nähe der Stadt, wohl bekannt in diesem Kreise, denn er besaß die Gabe im brünstigen Geist die Brüder zu ermahnen und zu stärken. „Weiß nicht, liebe Brüder,“ so begann er, „was mich heute zu Euch drängte. Ich konnte nicht daheim bleiben, ich mußte nach *Bremen*.“ Er übernimmt nun den Vorsitz, leitet den Gesang, liest eine Betrachtung aus *Arndts* wahrem Christentum und schließt mit einem Gebet aus dem Herzen.

Da geht auch *Meier* das Herz auf; alles, was er hört, ist für ihn allein geredet und vor Allem die freie Aussprache, dieses Nahen des inneren Menschen zu dem unsichtbaren, in Christo versöhnten Vater, zieht auch sein Herz mit empor.

Meier war seitdem ein Anderer. Er empfing das Verständnis seiner Lieder und wurde für Viele ein Leiter zu Christo. Später hielt er sich in *Ludwigslust* auf, wohlbekannt bei den dortigen Frommen. Dieser Mann sollte mich für meine erste Predigt stärken. Ich nenne es meine erste Predigt, denn das war sie seit meinem Erwachen aus dem Tod ins Leben. Man kann mich mit Recht fragen: warum hast du erst jetzt gepredigt, da du doch schon lange Kandidat warst? Ich muß hier eine Eigentümlichkeit erwähnen, die mir bis ins Alter geblieben ist. Von Jugend auf hatte ich mich nicht recht gewöhnt, schriftlich meine Gedanken aufzusetzen. Es wurde mir unendlich schwer, sie auf dem Papier zu fesseln, obwohl es mir im Umgange so wie im Briefwechsel sehr leicht wurde, referierend mich zu äußern, ja man fand meinen Stil angenehm. Setzte ich mich zu schriftlicher Arbeit, so überflutete mich eine Menge von Gedanken, die ich nicht bewältigen konnte. Klare Zusammenfassung und Ordnung war nicht möglich und aus Mangel an Schriftkenntnis fehlte mir immer die rechte Grundlage biblischer Wahrheit. Gewann ich diese auch allmählich, so hielt ich mich doch für sehr unreif und wagte nicht öffentlich aufzutreten. Nun erwartete man aber in *Ludwigslust* vor meinem Abgange gerade in dem engeren Kreise der Frau Erbgroßherzogin und meiner sonstigen Freunde, daß ich ein Zeugnis der Wahrheit vorher ablege. Dazu wurde der grüne Donnerstag erkoren, an welchem Tage sich Viele zu einer großen Kommunion vereinigten. Ich wußte es lange vorher, daß ich diese Predigt halten sollte, und meinte sie auch schriftlich aufsetzen zu können. Material floß nur sehr reichlich zu und doch kam keine Seite zu Stande, und je näher der Augenblick rückte desto müder und matter wurde ich, ja körperlich ganz angegriffen, so daß ich zu dem mir befreundeten zweiten Prediger ging, ihn zu bitten, er möge mich nötigenfalls vertreten. Bevor ich aber ganz absagte, besuchte ich noch meinen väterlichen Freund, an den mich *Schubert* bei seinem Abgange dringend empfohlen und dem ich jede Verlegenheit meiner Seele klagen sollte. Es war *Meier*, da-

mals eine ehrwürdige Erscheinung. Ich klagte ihm meine große Not; da faßte er mich bei der Hand und führte mich in das Oberstübchen. Hier stellte sich mir der Greis mit leuchtendem Auge gegenüber und sagte: „Herr Kandidat, Sie sollen am nächsten Donnerstag das Evangelium verkünden. Sie wissen, vor welchem großen Volke – und da setzt sich Ihnen Alles entgegen. Ich will Ihnen jetzt einen Bibelspruch ziehen, der möge uns leiten, und er schlug auf Jes. 45,23 u. 24: Ich schwöre bei mir selbst, und ein Wort der Gerechtigkeit geht aus meinem Munde, da soll es bei bleiben, nämlich: Mir sollen sich alle Knie beugen und alle Zungen *schwören und sagen*: Im HERRN habe ich Gerechtigkeit und Stärke. – Wollen Sie mehr? fragte er, und nun gehen Sie getrost auf die Kanzel.“ Ich hätte es gerne geglaubt, aber doch immer zerschlagen, trug ich mich zwei Tage noch mit meiner Last. Ich dachte an den teilnehmenden Kreis, der mich hören würde, an die Schmach öffentlich zu bekennen: ich kann nicht predigen, ich bin dazu nicht tüchtig. Endlich war ich ergeben. Eitelkeit und Scham lagen zu Boden. Ich ging wie ein Schlachtschaf zur Bank. Der gefürchtete Tag brach an und betend bestieg ich die Kanzel. Der Text war 1. Korinther 11. Als ich einige Minuten geredet hatte, floß es nur zu und ich konnte mit Bewegung im Glauben meine Brüder ermahnen. Tiefes Schamgefühl ergoß sich über mich, als ich die Kanzel verließ, und der Gedanke: was hast du eigentlich gepredigt? wollte recht mächtig in mir werden. Ich schlich in meine Wohnung, um mich vor Jedermann zu verstecken. Da trat mein Freund, der prinzliche Instruktor Koch, der auch zur Predigt gekommen war, herein, und als er mich so gebeugt sah, richtete er mich tröstend ans und sagte: „Wollte ich deine Predigt nach den Regeln der Homiletik beurteilen, so wäre Manches zu rügen; allein du hast im Glauben geredet, so gib dich zufrieden.“ Meine gute Frau Prinzipalin, die wie die Frau Erbgrößerzugin die Predigt gehört hatte, schalt mich sogar wacker aus und sagte: „Wollen Sie das, was Ihnen Gott gegeben, gering achten? Sie haben im Glauben geredet, nun überlassen Sie es ihm.“ Gegen Abend ging ich zu meinem alten Vater *Meier*, der trat nur freundlich und mild entgegen und sagte: „Du ungläubiger Thomas; aber Sie haben mir schwer auf dem Herzen gelegen, Herr Kandidat.“

Der siebzehnte Januar 1821 am Ratzeburger See.

„Komm, Alexis! lang genug
Schwebtest du auf glattem Eise,
Wie ein Federball im Flug,
Durch die muntern Jünglings-Kreise;
Mich, du weißt es, ruft die Pflicht
Jetzt zu Freundes Unterricht.“ –

„Laß, o Guter, mich noch länger
Schweben auf den Eiskristallen,
Deinem Zögling wird nicht bänger,
Muß auch hier allein er wallen;
Prüfung eigner Kraft ist gut,
Macht geschickt, und stärkt den Mut.“

„Nun wohlan, weil du so klüglich
Weißt den Spruch hier anzubringen,
Mag der Wunsch dir jetzt gelingen;
Doch versprich mir unverzüglich
Jenen Schilfkranz dort zu meiden,
Wo der Silber-Spiegel trüglich
Reizet zu der Eisbahn Freuden.“

Er versprachs; der Führer hört
Gern ihm zu mit Herzensfülle,
Ahn't nicht, daß des Busens Stille
Bald ein Donnerschlag zerstört.

Kaum allein sich überlassen,
Zieht auf stark beeister Flut
Neue Furchen, neue Gassen
Jener mit erfrischem Mut;
Fühlt mit jedem Lebenshauche
Steigen seiner Pulse Wogen,
Fühlt sich magisch fortgezogen,
Und aus dunk'lem sanftem Auge
Sprühet ungewohnte Glut.

Herrlich schmückt des Eises Spiegel.
Junger Sonne klares Gold,
Sie umlacht des Eilands Zügel
Dort im Schilfkranz doppelt hold,

Der, von ihrem Licht umstrahlet,
 Farbenglanz so täuschend malet,
 Und zum Anschauen näher winkt.

Vom entzückten Knaben sinkt
 Jetzt die letzte Fessel nieder;
 Auf der Phantasie Gefieder
 Das ihn schwebend weiter trägt,
 Wähnt er, daß der Freiheit Sphäre
 In des Äthers Wonnemeere
 Klingend sich um ihn bewegt;
 Und im Taumel ohne Wanken
 Überflieget er die Schranken
 Der ihm ungeschriebnen Bahn:
 Rosig schwebt die Lust voran;
 Rosig schön erschafft sie Blüten
 Neu der jungen Phantasie,
 Und verbirgt im Schilfkranz sie
 Wo sie bunte Vögel hüten.
 Rasch zum Schilfe muß er hin
 Über die erstarrten Wogen,
 Da, wo sein berauschter Sinn
 Ihm zu freudigem Gewinn
 Mit dem Glanz vom Regenbogen
 Bilder farbenreich umzogen;
 Neugier, Sehnsucht treibt ihn fort,
 Und vom süßen Wahn umflogen
 Eilt er zum verbotnen Ort! –

„Halt! o, ruft des Mitleids Stimme,
 „Halt! unsicher ist es dort,
 „Seicht das Eis; mit mächt'gem Grimme
 „Reißt der Strudel dich mit fort.“
 Doch die Schwingung hat entschieden,
 Ach! er kann sie nimmer lenken –
 „Zieh, o Knabe! zieh in Frieden!
 „Dir sei holdes Angedenken.“ –
 Unter ihm, o tiefes Weh!
 Bricht's, und ihn verschlingt der See. –

Mutterliebe! heil'ge Flamme!
O beleuchte nicht das Bild,
Wo die Flut vom edlen Stamme
Hier den letzten Zweig verhüllt!
Mutterlieb'! aus weiter Ferne
Lausche nicht dem Angstgeschrei,
Danke deinem guten Sterne,
Denn ein Retter flog herbei!

Sieh, es strömt des Volkes Menge,
Und es teilt sich das Gedränge
Und ein junger Gärtner naht
Zu versuchen edle Tat:
Ob er unter Eises-Decken
In der Flut verborgnen Gründen
Könnte den Verloren finden,
Junges Leben zu erwecken!
Laßt ihn hochermutigt ziehn!
Ihn durchglühn
Himmelsfreuden,
Mög' er fallen, mög' er leiden,
Siegen
Oder unterliegen,
Seine Tat begleitet ihn!

Und mit schnellem Flügelschritt
Gleitet er dahin auf Spiegeln
Dunkles Schicksal zu entsiegeln –
Aller Wünsche wogen mit!
Und schon tritt im Hoffnungsschimmer
Der erprobte kühne Schwimmer
Zum verhängnisvollen Ort
Wo sich feindlich Schollen teilen,
Wo Gewässer wieder sprudeln
Und – in ihren Strudeln
Zu dem Ungewissen Port
Säumt er nicht – hinabzueilen!

An dem Ufer steht die Schar
Der Beschauer, ängstlich spähend,
Ob hier an dem Hochaltar
Edler Menschheit untergehend

Heldenkräfte sich verhauchen,
 Oder, ob jetzt wunderbar
 Sie zu stärken in Gefahr
 Himmelskräfte niedertauchen?

Harrend auf die Lösung weilt
 Nun das Volk, und horcht und lauschet
 Ob es einen Ton ereilt,
 Ob ein Zeichen –; doch es rauschet
 Leise fernher, und es drängt
 Schnell beengt
 Aus dem eisumringten Trichter
 Glänzend durch kristallne Lichter
 Eine Silberwelle sich,
 Und Er folgt ihr, und sie wich,
 Und sein Haupt tritt siegend vor,
 Dankend fliegt sein Blick empor,
 Und im Arm (daß Gott ihn leite!)
 Hält er fest die zarte Beute.

So eben stürzt mit wildverwornem Blick,
 Erschüttert von der Schreckenskunde,
 In Graus gehüllt wie diese Trauerstunde
 Des Knaben Freund und Lehrer scheu zurück.
 Aus seinem Geist entfloh der Hoffnung Glück,
 In seinem Herzen brennen Flammenwunden;
 Da ruft das Volk: Er ist gefunden!
 Schau hin! Dir winkt ein sel'ger Augenblick.
 O jubelt nicht! ob Leben er gebähre,
 Spricht noch nicht aus der Ungewißheit Schwere.

Allen nah,
 Ist der Retter glücklich da!
 Und mit freudetrunknem Sinn
 Reicht er den Gefund'nen hin!
 Doch – wer sagt,
 Was erhoffend, was verzagt
 Der bedrängte Freund empfand?
 Armer! beuge den Verstand
 Schweigend unter Gottes Hand, –
 Dort am Ufer, wie im Grabe
Leblos, liegt der edle Knabe! –

„Eilt zurück!
„Keine Klage,
„Keine Sage,
„*Hilfe* heischt der Augenblick!
„Daß mein Arm ihn weiter trage,
„Ruht' ich nur Sekunden aus:
„Jetzt geschwind ins Rettungshaus!“

So der Gärtner, so der Schwimmer,
Und *Vertrau'n* verläßt ihn nimmer. –

Eilig war von Mund zu Mund
Schon der Vorfall ausgebreitet,
Und in einem stillen Rund
Alles sorgsam vorbereitet,
Alles, was die Menschlichkeit
Was die Kunst zur Hilfe beut,
Alles ward versucht, das Leben,
Tief entschlummert, neu zu heben.

Aber schon erlosch der Mut,
Als das kalte starre Blut
Kein Versuch zum Herzen lockte,
Und nach peinlich schweren Stunden
Noch die Lebensquelle stockte.
Stunden! langsam und so schwer
Schleichend leisen Schritts einher,
Als ob feindliche Dämonen,
Aufgeregt aus kalten Zonen
Hoffnungsblüten zu vernichten
Sie mit bleiernen Gewichten
Und die Flügel fest umwunden,
An das Rad der Zeit gebunden.

So erdrückt ihr schweres Joch
Des erblaßten Knabens Führer,
Doch vom großen Weltregierer
Hofft er immer Rettung noch.
Glaube, der durch Wolken dringet
Und zu Gott sich aufwärts schwinget,
Hebt die sinkende Natur,
Und schützt *ihn* vor Wahnsinn nur;

Denn bald ist's, als ob er rase
Über seiner Nachsicht Schwächen,
Bald in heiliger Ekstase
Sieht er Himmels-Siegel brechen,
Und den jungen Geist hinan-
Fliegend über Erdenmängel,
Als ein frühverkklärter Engel
Wandeln zu der Sternenbahn.
Bald von Hoffnung mild durchdrungen
Löst sein Schmerz, indem er fleht,
Selig auf sich im Gebet,
Und – sein Glaube hat's errungen!

Jetzt erschallt ein Freuden-Ton,
Und ein junger Arzt ruft: „Lohn!
„Lohn wird eifrigem Bestreben!
„Trauernder! o fasse Mut!
„Unter meiner Hände Glut
„Zucken Fiebern – Pulse beben –
„Schnell verdoppelt den Versuch!“
Und – es war kein Schmeicheltrug;
Frühes Grab verschließ' ein Riegel! –
Leben bricht des Todes Siegel.

Wonnetrunken, doch verweint,
Drückt ihn an die Brust der Freund,
Und der Schmerz, der wie ein Riese
Ihn zermalmet, ist entflohn!
Seines Herzens Paradiese
Neu umglänzt, erblüht ihm schon,
Schwungkraft hebt die Augenlider
Des Erstarrten freundlich wieder,
Rosenröte färbt mit Prangen
Des Geliebten Lilienwangen,
Und er wirft den Blick umher
Lächelnd, weinend, ahnungsschwer,
Und – es reihen sich Gedanken
An Gefühle, werden laut,
Und es weicht der Sinne Schwanken,
Und vom Aug', das aufwärts schaut
Strahlt des tiefsten Dankes Sehnen
Lösend sich in süße Tränen.

Endlich, wie ein Flöten-Ton
Weht aus Harmonien-Fluten,
Dringt's ihm aus der Brust: „Ihr Guten!
„Ach! – Euch Allen Gottes Lohn!
„Gott – den Dank! – Ich faß' es kaum
„Lebensglut durchdringt mich wieder,
„Doch durchschauert noch die Glieder
„Der verwornen Sinne Traum.
„Kann mein teurer Freund vergeben?
„Und wie wird die Mutter beben
„Und die Schwester, wenn sie hören,
„Wie mich, wider bess' res Wissen
„Jugendfrevl hingerissen;
„O kann Leichtsinn so betören? –
„Peinlich sagt mir mein Gewissen:
„Tief wird's ihre Ruhe stören. –

„Woll't mir eine Feder geben,
„Daß die Bilder hier verschweben,
„Und die Hand, die kaum sich rühret
„Doch vom Herzen treu geführt,
„Der, die mir dies Herz gegeben
„Sende Kunde, Trost und Leben!“

Und er schrieb, als nach und nach
Unter manchem tiefen Ach
Ihm die Kräfte wiederkehrten,
Der Geliebten, der Verehrten:

„Mutter! süßes Mütterlein!
„Wieder seh' ich Gottes Sonne,
„Wieder fühl' ich tief die Wonne,
„Dein geliebtes Kind zu sein. –
„Mutter, laß an deinem Herzen
„Dir versprechend bess' res Tun,
„Dir wegeküssend alle Schmerzen
„Reuevoll im Geist mich ruhn.
„Freudenzehren, süßes Bangen
„Heben mächtig nur die Brust,
„Glaubs! ich will mit neuer Lust
„Stets an Gottes Liebe hangen,

„Und es sei der Knabenwelt
 „Laut mein Beispiel eine Lehre,
 „Wie der Übermut betöre,
 „Wie man tief aus Leichtsinn fällt.“ –

* *
 *

Heil dir, Jüngling! Nicht vergebens sandte
 Dir Gefahr und Rettung das Geschick.
 Trüglich an der Sinnenfreuden Rande
 Winkt so manches falsche Lebensglück!
 Sei besonnen, wenn dich der Gefühle
 Drang zu raschem Wort, zur Tat entflammt;
 Geistes-Licht nur führt zu sicher'm Ziele,
 Holde Weisheit, die vom Himmel stammt!

Traue fromm, o Mensch, den höhern Mächten;
 Wunderbar bricht uns ihr Schutz herein,
 Wenn der Geist in dunkeln Leidensnächten
 Wähnt verlassen schon von Gott zu sein!
 Und der Glaub an Lieb' und Tugend blühe
 Neu empor zum herrlichsten Gedeihn!
 Und, wer Menschenhilf' erfahren, glühe
 Doppelt, sich der Menschheit Dienst zu weihn!¹

1 Von Julie, Freifrau von Bechtolsheim deutschen Knaben gewidmet. Eisenach 1821.

In der Heimat.

1821-1823.

Es war Pfingsten 1821, als ich Berlin verließ und mit dem späteren Konsistorialrat *Segemund* nach *Wernigerode* und von dort in die Heimat reiste. Den Wanderstab in der Hand durchzog ich freudig das waldige Harzgebirge und stieg hinab in die anmutigen Täler der Wipper und Helbra. Dort wurde ich mit Spannung in dem Dörfchen von den Eltern und vielen Geschwistern erwartet. Meine Briefe, zum Teil etwas unreif und überschwenglich, hatten ihnen doch das Evangelium nahe gebracht, und *Schuberts* liebenswürdiges Bild leuchtete ihnen entgegen, sie lockend, mehr von ihm zu hören. Das rege Gefühl, wieder in der Heimat zu sein, übernahm mich oft, bald schlossen sich meine Geschwister recht traulich an mich an, auch wollte der Vater immer mehr von dem berühmten Naturhistoriker und die Mutter, im innigen Gespräch neben mir sitzend, so Manches aus seinem Familienleben wissen.

Zunächst hatte ich eine kleine Schule einzurichten, und daneben abzuwarten, ob man mir irgend eine Kanzel öffnen werde. Die Schule wurde in einem kleinen, leer stehenden, netten Häuschen, was noch der alte Onkel *Sennewald* für sich gebaut hatte, eingerichtet. Es gesellten sich einige Nachbarskinder dazu und ich hatte früh und Nachmittag mein volles Tagewerk. Auch die Kanzel tat sich mir auf, denn der Vater sah es gern, wenn ich ihn vertrat. Bald schloß sich daran eine Art Sonntagsschule, in welcher eingeseignete junge Christen sich zusammenfanden. Diesen wurde allerlei sie Belehrendes vorgelesen, auch ein eigentlicher Katechismusunterricht mit ihnen begonnen. Auch die Eltern nahmen Anteil daran, und mancher Erwachsene kam zu dieser Sonntagsschule.

Ich sah mich selbst in dieser Zeit in der Nachbarschaft um, ob hier und da nicht ein Lehrer oder Prediger oder sonst Jemand aufzufinden wäre, mit dem ich christlichen Umgang pflegen könnte. Nirgends eine Spur. Ich selbst erschien den Leuten, da ich sehr eingezogen und still lebte, die früheren Gesellschaften mied, als ein Sonderling; ja man staunte mich gleichsam an, und redete von dem neuen Glauben, den ich aus Berlin sollte mitgebracht haben. Einmal pilgerte ich nach *Neu-Dietendorf*, für das Thüringer Land eine Stätte, an welcher aus der ganzen Umgegend heilsbedürftige Seelen Pflege fanden. Freundlich trat man mir entgegen und während der zwei Jahre des Aufenthalts in meiner Heimat genoß ich dort viel Liebe, predigte auch einmal. Die beiden Vorsteher des ledigen Brüderhauses, der alte *Wulfschläger* und der noch jugendlichere *Luther* waren mir sehr zur Belehrung und wiesen mich auf mein Herz hin. Durch sie erfuhr ich auch, wie es um die kleinen Diasporagemeinden stand. An den Gemeinfesten lernte ich dort das christliche Volk Thüringens kennen.

In meinem Vaterlande, besonders in der Hauptstadt *Sondershausen*, redete man indessen allerlei von mir. Ich wurde auch einmal zu einer Predigt aufgefordert, die ich jedoch bei ziemlich leerer Kirche halten mußte, denn kirchliches Leben gab es nicht. Nach der Predigt kollektierte der Archidiaconus Sch., und im Schlußgebet kamen folgende Äußerungen vor mit starker Beziehung auf die soeben gehörte Predigt: „Ewiger, allmächtiger Gott, wir danken dir für das Licht und die Aufklärung, womit du uns in dieser Zeit so reichlich begnadigt hast, bitten dich aber auch, du wollest uns doch ja behüten vor dem sich hier und da kund tuenden Mystizismus, Jesuitismus und den Finsterlingen.“

Ich ließ mich dadurch nicht stören, predigte so oft ich konnte zu der Kirche zu W. oder auch anderswo, und das kleine Schulwesen bestand fort. Der Erstling unter meinen Geschwistern, in dem ein Funke Glauben angezündet wurde, war *Christian*. Er eröffnete sich mir und allmählich wurde es Tag in seinem Innern. Das Innere tat sich kund nach außen und da die Kirche zahlreicher besucht wurde und zwar auch von dem alten Onkel, Oberamtman *Böttcher*, so merkte man bald den Unterschied; es hätte aber doch dabei manches anders sein können. Es fehlte mir Schlangenklugheit, Be-

sonnenheit und Ruhe: ich wurde sehr eifrig, ich hätte das Verhältnis des Sohnes zum Vater mehr beachten sollen; auch konnten theologische Dispute, zu denen der Vater selbst sehr geneigt war, nicht ausbleiben, und er fühlte sich einigemal tief verletzt. Die liebe Mutter, obwohl sie in theologischer Hinsicht des Vaters Standpunkt teilte, neigte sich doch mehr zu mir. Der Onkel *Böttcher* hatte auch bemerkt, daß sein Verwalter, mein Bruder *Christian*, zuweilen auf dem Felde ein geistliches Lied angestimmt hatte und befürchtete: es möchte dieses wohl gar die Arbeiter anstecken und dadurch die Arbeit gestört werden.

Bei einem Besuch in *Sondershausen* hatte selbst der Fürst Notiz von dem Kandidaten aus *Wasserthalleben* genommen. Da auch in öffentlichen Blättern (z. B. Schuderoffs Prediger-Journal) gehässige Mitteilungen über meine stille Wirksamkeit vorgekommen waren, meinte man wirklich, daß ich, ein gefährlicher Mensch sei. Ich erfuhr gar bald die Folgen dieses Argwohns. Ein Gendarme nahm Quartier neben meiner Wohnung, mich und mein Treiben zu beobachten. Das Konsistorium verfügte an den Vater und mich, daß er, da er noch geistig kräftig sei, sein Amt ohne meine so häufige Vertretung zu verwalten habe; und um mich ganz lahm zu legen, forderte es, daß ich von da ab jede Predigt, die ich irgendwo halten wollte, zuvor im Konzept einreichen und erst auf Bescheid warten müßte. Das Aufschreiben der Predigten aber war meine schwache Seite. Darauf begann ein wirklich inquisitorisches Verfahren gegen mich.

1.

Es gehen von Ihrem religiösen Wirken in W. verschiedene Gerüchte. Sie verbreiten sich immer mehr und sind endlich auch zu den Ohren unseres Durchlauchtigsten Fürsten gekommen. Wir haben daher speziellen Befehl erhalten, Ihnen deshalb Vorhalt zu tun und über den Grund dieser Gerüchte genauere Auskunft zu erlangen. Sie halten z. B. öffentliche religiöse Zusammenkünfte und sogenannte Koventikel.

1. Ist dieses wahr?

ad 1.) Ja.

2. Wo halten Sie dieselben?

ad 2.) In meiner Wohnung, die mir mein Nachbar *Stolze* einräumte, indem in meines Vaters Hause keine passende Stube war.

3. Wer nimmt an denselben Anteil?

ad 3.) Die Veranlassung war der Vorsteher *Stolze*, dessen Sohn ich eine Zeit lang unterrichtete, und an dem der Vater seit dieser Zeit eine, ihm wohlthuende Veränderung bemerkte, was ihn antrieb, mich zu bitten, doch auch seinen beiden schon erwachsenen und confirmierten Töchtern mitunter etwas Gutes vorzulesen, oder sie sonst in christlicher Erkenntnis zu fördern. Dieses verbreitete sich unter die jungen Leute des Dorfes, und anstatt, daß bloß die Töchter des genannten *Stolze* kamen, fanden sich auch andere ein, Burschen und Mädchen. Besonders aber freute sich über diese Stunden der Schneidermeister *Petri*, und forderte seine Kinder auf, daran auch Teil zu nehmen. Gleich mit der ersten Stunde war aber die Anzahl der jungen Leute so groß, und sie saßen so gedrängt, daß ich fürchtete, es möchte dieses nicht gut sein, und so sonderte ich die Geschlechter ab und hielt um zwei Uhr den Mädchen und um fünf Uhr den Burschen die Stunde. Aber auch Frauen und Männer nahmen daran Teil, und einige Kinder, unter denen meine Geschwister sind.

4. Wie viele kommen in denselben zusammen?

ad 4.) Die Zahl ist unbestimmt, mitunter sind es 10, auch wohl mehr, bis 20 gewesen in jeder Stunde. Auch habe ich einmal wohl an 20 aus W. und anderen Orten als Zuhörer gehabt, die mich

dringend darum bitten ließen, ihnen eine Stunde zu halten. Ich tat es, und las ihnen aus einem kleinen Buche „Die Hirtentreue Christi“ etwas vor.

5. Was nehmen Sie in diesen Zusammenkünften vor, und worüber verbreiten sich Ihre Vorträge?

ad 5.) Zweck der Stunde ist, die Menschen mit dem Worte Gottes, der heiligen Schrift, bekannt zu machen, es ihnen recht ans Herz zu legen, daß sie den Inhalt desselben recht verstehen, und sie zum Glauben an den Weltheiland, Jesum Christum, zu führen, „der in die Welt gekommen ist, Sünder selig zu machen;“ daß dieser Glaube an Jesum, den eingebornen Sohn Gottes, ein wahrer Glaube sei, mithin das Herz reinige von der uns anklebenden Sünde, und in der Liebe tätig werde, ist aber besonders Gegenstand der Beachtung.

NB. Wo kein wahrhaft sittlich frommes Leben erfolgt, ist kein rechter Glaube, und es soll ein *lebendiger Glaube* werden, nicht ein toter Maulglaube, bei welchem der Sünder sich verläßt auf Christi Blut und Gerechtigkeit, sich auf sein seligmachendes Verdienst, gleichsam wie auf einem weichen Polster ausstreckt – und fortsündigt.

Dieses zu verhüten, bin ich den Leuten sehr scharf und dringe auf wahre Lebensbesserung.

Daß diese Lebensbesserung nicht gleich auf der Stelle erfolgt, ist wohl natürlich. Gott macht keine Sprünge, sondern trägt uns in Geduld auf Hoffnung. Dies auch der Grund, warum ich ihnen sagte, daß sie lieber wegbleiben sollten, wenn sie sich nicht bessern wollten. – Außer der heiligen Schrift lese ich ihnen auch irgend eine interessante Geschichte vor, die sie aufmerksam machen muß, wie sich das christliche Leben in Andern gestaltet, wie es eben ein heiteres, seliges Leben nach sich ziehe, und wie das wahre Christentum uns erst unsern wahren Menschenwert gebe, und uns zu allem Guten geschickt mache. Auch Missions-Nachrichten teile ich ihnen mit, damit sich ihr Blick erweitere und teilnehme an alle dem, was in fernen Gegenden der Erde für das Reich unseres Heilandes geschieht, wie fast in allen Teilen derselben Lehrer beschäftigt sind, den armen Heiden das Evangelium zu predigen, um ihre armen Seelen mit dem ewigen Troste zu erfüllen, daß Christus Jesus auch für *sie* gestorben sei, etc. Man vergleiche die herrlichen Missionsberichte, die in *Basel* seit mehreren Jahren herauskommen.

6. Was lehren Sie z. B. von der Bibel und dem Glauben an sie?

ad 6.) Daß sie sei das Wort Gottes, welches uns die Frage bestimmt beantwortet: Was muß ich tun, daß ich heiter und froh lebe, und selig sterbe? Siehe Augsburgerische Konfession. Könnte auch ganz anders beantwortet werden; dies aber einfältig und Jedem verständlich.

7. Leidet diese, als Wort Gottes, eine Auslegung?

ad 7.) Wohl, – allein nur der Geist, der sie eingab, kann sie auch auslegen. Sie enthält für jeden ruhigen, verständigen Menschen, der zum Bewußtsein seiner selbst gekommen ist, und mit Ernst und Liebe nach Wahrheit über seine Bestimmung hienieden und dort in der Ewigkeit strebt, in ebenso bestimmten und klaren Aussprüchen diese Wahrheit, daß er freudig ausruft: Hier Wahrheit, sonst nirgends! –

Der Schlüssel heißt: Tue Buße – bessere dein Leben – oder wolle nur besser werden; denn *Wollen* ist Anfang zum *Besserwerden* – und sie verläßt keinen redlichen Menschen in dem einen Notwendigen. Daß sie aber für den Gelehrten in vieler Hinsicht ein Gegenstand tiefster Forschung ist und werden kann, gebe ich gern zu, und es fordert diese – wenn man nun einmal Schriftforscher sein will – eine tiefe Sprachkenntnis und manche Hilfswissenschaften. Allein zum „Seligwerden“ ist dieses nicht nötig zu wissen, und jeder einfältige Bauer liest sie bloß, soll sie bloß lesen, um dadurch besser zu werden. Je reiner daher sein Herz, desto leichter seine Einsicht in die Wahrheiten

des Wortes Gottes, das sich durch sich selbst auslegt, wenn der Mensch nur dabei Gott um Licht von Oben anruft.

Der Gang der Offenbarung Gottes an die Menschen ist in der Geschichte der Menschheit enthalten. Aber hie und da tritt das göttliche Leben so bestimmt als solches in das Leben wie in der Geschichte des jüdischen Volkes, daß es als solches nicht zu verkennen ist. Aber in der Geschichte des Gott-Menschen, Jesus Christus, sehen wir die Herrlichkeit des unsichtbaren Vaters voller Gnade und Wahrheit, daß nur eine kranke, oder durch die Lüste eines bösen Herzens verdüsterte Vernunft diese reine Offenbarung verkennen kann.

Die menschliche Vernunft bedarf freilich einer Erleuchtung des heiligen Geistes, um im Worte Gottes Wahrheit zu finden; dieses aber ist stets eine Erinnerung an die Seligkeit zu denken.

8. Welche Rechte gestatten Sie der Vernunft in Hinsicht auf Bibelerklärung?

ad 8.) Ich nenne Vernunft – das Vernehmen des Göttlichen, mithin auch das Vernehmen der Wahrheiten der heiligen Schrift; denn Gott hat uns diese gegeben, um seinen heiligen Willen zu erkennen. *Lutherus* sagt indessen: Wir können nicht aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum glauben, ihn unsern HERRN nennen. Die heilige Schrift sagt: Der natürliche Mensch vernimmt nichts, was des Geistes Gottes ist, es ist ihm eine Torheit. So lange also der Mensch noch nicht ums Seligwerden bekümmert ist, ist ihm auch alles in der heiligen Schrift dunkel, und er fragt nach einer Auslegung. Warum? Weil er seinen Hochmut, seine Wollust, seinen Geiz und seine Eigenliebe nicht fahren lassen will, – denn das macht die Schrift alles zur Sünde, und fordert: Verleugnung, neue Geburt im Geiste. Joh. 3. Da aber nun Gott uns sein Wort gab, so muß in demselben doch etwas enthalten sein, was ich mit meiner bloßen Vernunft – ohne das Wort Gottes nicht hätte erkennen können; und so wie ein Mensch also mit redlichem Willen an dieses Wort geht, es betrachtet, so muß seine Vernunft durchaus zu dem Inhalte desselben ein volles Ja! sagen. In wie weit sie nun dabei beschäftigt ist, das kann ich armer Mensch nicht genau bestimmen.

So lange man bloß *wissen* will, ohne eigentliche Herzensbesserung zu beabsichtigen, so lange dauert das Streiten, Disputieren – und die armen Menschen sterben, ehe sie – leben! wahrhaft leben; denn ein Leben, ohne Gott in Christo erkannt zu haben, ist kein Leben.

Ich las die heilige Schrift so wie jedes andere Buch – anfänglich – und der Inhalt zog mich an. Ich las weiter und weiter – und siehe, es mußte Gottes Wahrheit sein, denn der Inhalt desselben schnitt mir in die Seele recht tief; mein ganzes Wesen wurde ergriffen, und ich mußte Buße tun, und konnte nicht anders sagen, wie Thomas: Mein HERR und mein Gott! Nun war Christus der Hauptgegenstand der heiligen Schrift, und wenn mir manches nicht begreiflich schien, so legte ich es auf die Seite, und hielt mich an das, was ich verstand, mit der Hoffnung, es werde mir schon einmal, wenn es zu meiner Seligkeit zu verstehen nötig wäre, klar werden; nun verstehe ich den Spruch Matth. 5, und erfuhr es, „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen,“ also auch: je reiner, lauterer mein Herz, desto mehr Licht in der Vernunft oder im Verstande. (Vernunft oder Verstand ist ein neuerer Sprachgebrauch. Die heilige Schrift nimmt den ganzen inneren geistigen Menschen in Anspruch.)

Sonst nehme ich die Vernunft gefangen unter den Gehorsam des Glaubens; ich glaube, liebe und hoffe und harre auf den seligen Tag, wo ich schauen werde, was ich hier glauben und ungesehen lieben mußte.

9. Unterhalten Sie Verbindungen mit auswärtigen Gliedern Ihres Glaubens? und welchen Zweck haben dieselben?

ad 9.) Mit allen Menschen, die nur auf meinem Lebenswege entgegen treten, und die ich kennen lernte als Kinder Gottes; denn ihre Liebe, ihre Weisheit, ihre Demut, besonders aber ihre Erfahrung im Glauben an Jesum, dienen mit zur Ermunterung – nicht *träge* zu werden, sondern durch Gebet und Forschung in der heiligen Schrift zu wachsen im Guten.

Wir glauben an eine Gemeinschaft der Heiligen und finden gleich in den ersten Zeiten der christlichen Kirche diese geschieden von denen, die nicht strebten, heilig zu werden. Da, wo ich dieses Streben nicht finde, sei es auch, daß der Name *Christ* da ist, finde ich keine Nahrung und bleibe fern, es sei denn, daß mein Beruf mich unter die Menschen führe.

Besondere Verbindungen habe ich nicht und kenne sie auch nicht; denn das Reich Christi ist keine Geheimniskrämerei. In Mecklenburg habe ich liebe Freunde, auch in Berlin und an anderen Orten, mit denen ich Briefe wechsle. Der Inhalt derselben sind herzliche Mitteilungen, deren Zweck ist, uns im Guten zu fördern, und uns mitzuteilen, wie sich das Reich Gottes hie und da gestaltet etc.

10. Erhalten Sie Beiträge von denselben für ärmere Glaubensgenossen?

ad 10.) Nur einmal war es, daß ich von Berlin aus für meine armen Leineweber in Westpreußen Geld empfing, worum ich gebeten hatte. Sonst sandten mir Freunde aus Mecklenburg Geld für die Missionen unter den Heiden; auch für eine Armen-Versorgungs-Anstalt zu *Aschersleben*, wo Waisen von einem Privatmanne, Namens *Hoper*, erzogen werden.

11. Geben Sie den Unterricht für Kinder unentgeltlich, oder erlegen von Zeit zu Zeit die erwachsenen Mitglieder Beiträge zu irgend einem Zwecke?

ad 11.) Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es wieder. Gottes Wort ist ohne Geld feil.

Von Meister *Petri* empfing ich einige Groschen für Erbauungsschriften.

12. Woher entnehmen Sie das, was zu Ihrem Unterhalte Ihnen nötig ist, und zu Büchern, welche Sie verteilen?

ad 12.) Bei meinem Engagement in Mecklenburg wurde nur eine Pension zugesichert, im Falle ich mich auf eine Reihe von Jahren verbindlich machte, den jungen Herrn *von Bechtolsheim* zu unterrichten und als Freund späterhin zu begleiten. Wiewohl ich diese Bedingung nicht ganz erfüllen konnte, so erhalte ich doch alljährlich, bis zur Zeit, wo ich eine bestimmte Versorgung habe, eine Pension. Die Bücher, die ich verteile, sind aus Traktatgesellschaften, deren Mitglied ich bin, viele aber erhalte ich auch von Freunden ganz umsonst.

Solche Gesellschaften sind in Berlin, im Wuppertal, am Rhein und in Helbra bei Eisleben: Norddeutscher evangelischer Verein.

13. Ist der Unterricht, welcher in der Kirche zu W. erteilt wird, nicht hinreichend für die Bewohner dieses christlichen Ortes, oder ist er nicht übereinstimmend mit Ihren Lehrmeinungen?

ad 13.) Und wenn er das auch wäre, würde ich es immer noch für Pflicht halten, den Sonntag dazu anzuwenden, Menschen, die es fordern, in der Heilslehre zu fördern, indem dieses für mich bildend ist, und es der wahrhaft christlichen Obrigkeit lieb sein sollte, daß dieses geschehe. Ihr sollt den Sabbat heiligen. –

14. Was sagt Ihr Vater als Prediger dazu, daß Sie neben seinen kirchlichen Belehrungen noch andere anstellen?

ad 14.) Ich habe nie mit ihm darüber gesprochen, indem ich die Sache ganz natürlich finde, ebenso als wenn am Sonntage Jemand seinem christlichen Mitbruder in jeglichem Guten nachzuhelfen sich bestrebte.

15. Würde er dies wohl ohne weitere Anzeige geschehen lassen, wenn ein Anderer als Sie in seiner Gemeinde dergleichen unternähme?

ad 15.) Das weiß ich nicht.

16. Würden Sie wohl an jedem andern Orte dasselbe tun und ohne höhere Erlaubnis unternehmen?

ad 16.) Ja; wenn es mir angeboten würde.

17. Wenn der junge Jurist und der junge Arzt zu seinem öffentlichen Wirken vorher um höhere Erlaubnis nachsuchen muß, warum glaubten Sie dieses für Ihre öffentlichen Versammlungen nicht nötig zu haben?

ad 17.) Der Herr Superintendent K. wußte darum, denn ich habe ihm als meinem geistlichen Obern Anzeige gemacht. Es geschah dieses Pfingsten, wo ich hier predigte.

18. Können solche geteilte Anstalten zu öffentlicher Belehrung nicht Anstoß geben, Parteisucht, Trennung, Zwiespalt und eine Art Separatismus in der Gemeinde zu W. Verursachen?

ad 18.) Wohl, – allein mein Streben geht dahin, ihnen zu zeigen, wie jede Einbildung der Art Hoffart zum Grunde habe, und da ich selbst Kandidat des Predigtamtes bin, wie könnte ich sie von ihrer Mutterkirche trennen wollen, deren reiner Lehrbegriff ganz mit der heiligen Schrift übereinstimmend ist. Ich fühle selbst, wie nachteilig jeder Separatismus ist, und billige es, daß christliche Obrigkeiten demselben entgegen arbeiten; freilich darf dieses nur in der Absicht geschehen, um dem allgemeinen kirchlichen Leben wieder aufzuhelfen. Es gibt aber auch einen gar guten Separatismus, von dem die Schrift redet: wenn böse Buben locken, folge ihnen nicht, habe keine Gemeinschaft mit den Ungläubigen etc., diesen befördere ich mit Freuden.

19. Erinnern Sie sich nicht aus der Kirchengeschichte, wie oft dies der Fall gewesen ist? Z. B. Spener.

ad 19.) Auch diese Fälle gab es, und gibt es noch heute. *Spener* war zu sehr von dem großen Segen öffentlicher Gottesverehrung überzeugt, als daß er Separatismus hätte befördern sollen. In seinen piis desiderii redet er auch nur von den ecclesiis in ecclesia auf diese Weise, daß außer den gewöhnlichen, öffentlichen Versammlungen in der Kirche, diejenigen, denen es ums Reich Gottes ein wahrer Ernst sei, sich noch näher an einander anschließen, um durch Ermunterung und Beratung zuzunehmen am inwendigen Menschen.

Wo sich also solche Verbindungen finden, wie noch heute im Preußischen, stelle man sie unter genaue Aufsicht, und findet man ihren Einfluß nachteilig, so hebe man sie auf. So hat der fromme König von Preußen erst vor Kurzem in Pommern die religiösen Bewegungen untersuchen lassen, und wiewohl nicht zu verkennen war, daß sie etwas ausarteten, sind sie keineswegs aufgehoben worden, sondern man fand es für höchst nötig, selbige zu befördern, wenn sie sich nicht vom kirchlichen Leben trennten. Auch wurde von den Kommissarien ausdrücklich bemerkt, solche Zusammenkünfte seien jetzt Bedürfnis des armen Volkes. Auch in Berlin selbst sind sehr viele solche Erbauungsstunden.

20. Und was haben die Regierungen in dergleichen Fällen tun zu müssen geglaubt, um es zu verhindern?

ad 20.) Ist im Vorhergehenden beantwortet. Guten, christlich gesinnten Obrigkeiten muß das Seelenheil ihrer Untertanen mehr am Herzen liegen, denn das zeitliche; denn ersteres bedingt jenes. Findet sie dieses in irgend einer Veranstaltung, so Sorge sie mit schonender Liebe für deren Bestehen. Überzeugt sie sich aber vom Gegenteil, so tue sie, was ihr gut dünkt, und schone nicht. Ehe aber dieses Nachteilige sich zeigt, kann sie nicht entscheiden, nur vorbeugen. Ob dieses durch Wa-

che geschehe – in W., ist wohl nicht glaublich, denn ein Gendarme versteht sich nicht auf Theologie.

21. Kennen Sie noch Andere hier im Lande, die eigenmächtig dergleichen Konventikel und öffentliche Zusammenkünfte halten und veranstalten?

ad 21.) In A. bestand, wenn ich nicht irre, seit Jahren eine Verbindung der Art, wo sich stille Bürger ungestört erbauten. Auch ehemals in G., deren Bestehen untersucht und für unschädlich gehalten wurde.

22. Halten Sie dieselben nicht für ordnungswidrig und gegen die bestehende kirchliche Einrichtung?

ad 22.) Nein; denn wie es in W. hergeht, wird nichts im bürgerlichen Leben gefährdet, und ich finde, daß gerade die Leute, die in die Stunde zu mir kommen, am fleißigsten die Vorträge meines Vaters besuchen. Sie sollen das kirchliche Leben heben, diese Stunden, nicht aber es stören.

23. Können Sie sich und Ihrem alten Vater nicht dadurch Unannehmlichkeiten zuziehen?

ad 23.) Wer vor Gott Gutes zu wirken meint, scheut keine Unannehmlichkeit. Und mein alter Vater ist ja nicht damit belangt worden. Die Hauptsache ist: Sind diese Versammlungen was Schlechtes? Dieses muß bewiesen werden.

24. Predigen Sie oft für Ihren Vater?

ad 24.) O ja, wenn er es wünscht.

25. Finden sich mehr Zuhörer als gewöhnlich bei Ihren Vorträgen ein?

ad 25.) Zuhörer sind immer in unserer W. Kirche, Gottlob! Die Leute hören mich gern, und so mag es wohl sein, daß einige um der Neuheit willen – hineingekommen sind.

26. Worüber pflegen Sie gewöhnlich kirchliche Vorträge zu halten?

ad 26.) Über das Evangelium von unserm lieben HERRN Jesus Christus, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. Daran reiht sich alles: Glaubens- und Sittenlehre. Tut Buße und glaubt an das Evangelium, das ist wohl immer mein Hauptthema.

27. Haben Sie diese Predigten im Konzepte?

ad 27.) Nein; denn ich meditiere oft die ganze Woche an einer Predigt, und es kommt dann nicht ans Aufschreiben. Freie Rede trifft am mächtigsten das Herz und zündet im Herzen. Mein Muster für's Volk ist Lutherus.

An das erste Inquisitorium schloß sich ein zweites, wie folgt:

1. Kann ein übrigens moralisch guter Mensch ohne den Glauben an Jesum, und ohne denselben zu kennen, auch selig werden?

ad 1.) Wer Nichts von Jesu Christo weiß, Nichts von ihm wissen kann, – z. B. jeder Heide vor Christo und auch der in unsern Zeiten, – kann nicht nach dem Evangelium gerichtet werden. Sein Urteil findet er Röm. 1,18-28; 2,12-15. Wer aber Gelegenheit hat, nach Gottes gnädiger Anordnung, Jesum Christum kennen zu lernen, ja wer als Christ geboren, in Jesu Tod getauft und im Christentum unterrichtet worden ist, auch bei reiferen Jahren öffentlich vor Gott und der Gemeinde ein feierliches Gelübde abgelegt hat, nur durch den Glauben an Jesum Christum selig werden zu wollen, und doch nicht an Ihn glaubt, ist kein moralisch guter Mensch, kann ein solcher nicht sein und kann nimmermehr selig werden. „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Mk. 16,16. „Wer an mich glaubt, wird nicht gerichtet, *wer aber nicht glaubt, ist schon gerichtet*, denn er glaubt nicht an den Namen des eingebogen Sohnes Gottes.“ Joh. 3,18.86; 8,24. Apg. 16,31; 8,37; 15,11; 1. Joh. 3,23; 1. Joh. 4,1-3.

2. Ist der Ausdruck Reich Gottes und Reich Christi gleich zu nehmen, oder unterscheiden Sie beide Ausdrücke?

ad 2.) Ich unterscheide sie nicht, denn Christus sagt: Ich und der Vater (Gott) sind eins. Wenn nun er und der Vater eins sind, wie können sie zwei Reiche haben? „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Er ist das Haupt der Gemeinde. Eph. 1,21.22; Kol. 1,18.

3. Wie können die Strafen der Sünder durch den Opfertod eines Dritten weggenommen werden?

ad 3.) Wer bist du, o Mensch, daß du den richten willst, der Himmel und Erde schuf, und von Ewigkeit her wollte, daß im Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. Ps. 2,10.

Auf daß Gott alle schuldig sind, und Er Recht behalte, wenn Er gerichtet wird, und Alle Demut lernen. –

4. Ist alles, was in der Bibel steht und zu lesen ist, als Gottes Wort zu betrachten und anzunehmen?

ad 4.) Was unsere teuren Vorfahren, Verfasser der Konkordienformel, hierüber sagten, unterschreibe ich als Evangelischer, Protestantischer Christ. Vergl. Summarischen Begriff, Regel und Richtschnur.

5. Wodurch kann ich den Geist Gottes in mir und dessen Wirkung von dem unterscheiden, was Resultat meines eignen Denkens und Wirkung meines eignen Verstandes ist?

ad 5.) Dadurch, daß ich täglich mit Ernst und gänzlicher Hingabe meines Willens zu Gott bete, es nicht zuzulassen, daß ich mich täusche und dabei mit Ernst forsche in der heiligen Schrift, ob meine Gefühle, Überzeugungen, auch dem Worte Gottes gemäß sind, und wenn ich fühle, daß ich täglich in meinen eignen Augen geringer werde, Gott aber mir immer unentbehrlicher, liebenswürdiger und herrlicher erscheint.

6. Ist der Ausdruck „Gottes Sohn“ und „Gottmensch“ gleich bedeutend und was verstehen Sie vorzüglich unter dem Ausdruck „Gottmensch“?

ad 6.) Jesus ist wahrer Gott und wahrer Mensch, nach der heiligen Schrift. Um dieses geheimnisvolle Dasein mit einem Worte zu benennen, nannte man ihn Gottmensch.

7. Was ist das Vernehmen des Göttlichen, wie Sie die Vernunft definieren?

ad 7.) Die Vernunft ist eine Gabe Gottes, ist das Vermögen, Gott zu erkennen; da sie aber nach dem Falle der Menschen, aus eigener Kraft, sich selbst überlassen, Gott nicht erkennen kann, wie Gott es will und es zu unserm wahren Seelenheil und Glückseligkeit so nötig ist, so kam die Offenbarung dazu, deren Hauptsumme ist: Gott geoffenbaret im Fleisch. Wiewohl nun dieses Geheimnis nicht begriffen werden kann von der Vernunft, so hat doch Gott selbiges mit so mannigfachen Zeugnissen begleitet, daß es *Unvernunft* wäre, an den Menschgewordenen Gott nicht glauben zu wollen.

8. Macht der Glaube ohne die Vernunftkenntnis gewiß und selig?

ad 8.) Mit leiblichen Augen können wir Gott hienieden nicht schauen, wohl aber von seinem Dasein, seinen hohen, herrlichen Eigenschaften ein solch kräftiges Zeugnis in unserm inneren Herzen haben, was auch lichte Erkenntnis im Verstande herbeiführt, daß nur sein sichtbares Dasein uns noch fehlt, um nicht ganz selig schon zu sein. Die Bedingung, dieses kräftige Zeugnis zu erlangen, ist das reine Herz, ein Gemüt, das nur allein volle Befriedigung seiner Seligkeit und geistiges Bedürfnis in Gott sucht, und nichts will, was nicht zur Ehre Gottes, zum Lobe seiner Herrlichkeit gereicht.

9. Wie kann ich wahren und irrigen Glauben von einander unterscheiden, wenn ich die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehme?

ad 9.) Der rechte Glaube ist der, der in der Liebe tätig ist. Der Glaube ist ja eine Kraft Gottes *in uns*, und diese kann nicht ruhig *in uns* sein, ohne nicht jeden Augenblick Gutes zu wirken. Der Christ prüft ihn also stets nach dem Worte Gottes, wo ja die Kennzeichen des Glaubens und Unglaubens deutlich angegeben sind. Die Bergpredigt des HERRN, das 5. Kapitel des Briefes Pauli an die Galater, der Brief Jakobi und die beiden letzten Kapitel des 1. Briefes Johannis, auch 1. Korinther 13, geben herrliche Anleitung.

10. Wie können Sie es rechtfertigen, die Geschäfte eines öffentlichen Lehrers übernommen zu haben, ohne vorher nachgesuchte Genehmigung, und wie konnte Ihnen die Bitte Ihrer Anhänger deshalb genügend erscheinen?

ad 10.) Geschäfte eines öffentlichen Lehrers habe ich nicht übernommen, denn ich habe weder getauft, noch das heilige Abendmahl ausgeteilt, sondern nur gepredigt, was jedem Kandidaten erlaubt ist, und an lieben Sonntagen zu meiner eigenen und fremden Erbauung die hl. Schrift oder andere erbauliche Bücher vorgelesen und dazu Anmerkungen gemacht. Daß ich dies tat, habe ich Herrn Superintendent K. angezeigt und seit der Zeit, wo mir dieses vom Hochfürstlichen Consistorio untersagt worden ist, nie diese Erbauungsstunden wieder gehalten.

11. Bezweifeln Sie die mögliche Entstehung eines Separatismus durch Konventikel und den in selbigen vorgetragenen Lehrsätzen nicht, wie konnten Sie glauben, Ihre individuelle Lehre werde diesen in der Gemeinde zu W. verhindern und abwehren können?

ad 11.) Was ich lehrte, unterwerfe ich gern der Beurteilung gelehrter protestantischer Theologen, die noch an Jesum Christum unsern HERRN und Gott glauben, und sie mögen es prüfen nach dem Lehrbegriffe unserer Kirche. Finden diese mich irrig, so erbiere ich mich, öffentlich zu widerrufen, und fordere das Hochfürstliche Konsistorium auf, Jedermann vor mir als einem Schwärmer und Irrlehrer zu warnen. Kann der Beweis nicht geführt werden, daß ich irrig bin, so muß ich die Besorgnis, als befördere ich Separatismus, für ganz unbegründet halten; Separatismus habe ich nie befördern wollen.

Da ich über diesen Gegenstand nicht weitläufiger werden darf, so verweise ich auf eine kleine Schrift, die Professor *Steudel* in Tübingen 1820 herausgab und deren Inhalt so ganz meiner Überzeugung gemäß ist, daß Hochfürstl. Konsistorium nicht mehr im Zweifel sein kann, wie ich selbst den sich hie und da regenden Separatismus ansehe. Die Schrift führt den Titel: „Ein Wort der Bruderliebe an und über die Gemeinschaften in Württemberg“.

12. Ist Ihnen nicht bekannt, daß auch in N. bei A. ähnliche Zusammenkünfte gehalten worden sind, und was dagegen die Regierung tun zu müssen geglaubt hat?

ad 12.) Hierüber weiß ich nichts bestimmtes.

13. Welchen Unterschied finden Sie jetzt in dem Gott, den Sie nach Ihrer Aussage von *Schubert* kennen lernten, und demjenigen, welchen Sie früher kennen lernten und anbeteten?

ad 13.) Sonst hatte ich keinen Gott; betete nicht zu ihm; liebte ihn nicht und hielt auch seine Gebote nicht. Ich war ein in Sünden toter Mensch, vor der Welt ein übertünchtes Grab. Nun aber habe ich erfahren, daß er ein lebendiger Gott ist, auch für mich, der mir alle meine Sünden vergibt, will vergeben und mich heilen will von allen meinen Gebrechen. Ps. 103. Aber für einen wahren Verehrer Gottes im Geist und der Wahrheit kann ich mich immer noch nicht halten; denn ich bin innerlich noch lange nicht so demütig, sanftmütig und keusch, als ich nach dem Vorbilde des HERRN sein soll-

te. Die Zuversicht aber habe ich zu Ihm, daß er mich nach und nach reinigen wird von aller Untugend, und so meine arme Seele dereinst in Gnaden annehmen wolle.

14. Wie können Sie behaupten und erklären, früherhin kein Christ gewesen zu sein, und sind die, die gleich wie Sie gebildet und unterrichtet worden, keine Christen?

ad 14.) Wer Christi Geist nicht hat, ist nicht sein, Röm. 8,9, hält seine Gebote nicht, ist also auch kein Christ. Da ich nun ein solcher Mensch war, kann ich mit Recht sagen, ich war kein Christ. Wie sich Andere behelfen, weiß ich nicht. Wenn ich aber einen Menschen sehe, der Jesum nicht liebt, ihn nicht im heiligen Geiste seinen HERRN nennt, wohl gar in offenbaren Lastern lebt, und diese entschuldiget, den nenne ich ohne Hehl *keinen* Christen. Will er mich hören, so weise ich ihn zum Seligmacher, Jesu Christo, in dessen Schule kann er ein Christ werden.

15. Halten Sie alles das für Sünde, was Christus und seine Apostel nicht taten, und woher wissen Sie, was diese nicht taten?

ad 15.) Ich bleibe bei meiner Aussage wegen Spiel und Tanz, wie es heut zu Tage getrieben wird. Lernet Jesum kennen, ihn lieben, sehet und schmecket, wie freundlich er ist und ihr werdet aufhören zu spielen und zu tanzen, also rede ich zu einem Jeden, der mich fragt.

16. Wollen Sie nicht das angeführte Buch „Die Hirtentreue Jesu“ uns zukommen lassen?

ad 16.) Recht gern, es ist ein lieblich Gleichnis, wird Hochfürstl. Consistorio gewiß gefallen. Eine Frau sagte nur hier: „Ich lese dieses Büchlein oft und vergieße stets Tränen der Rührung beim Lesen.“

17. Halten Sie das Lesen der *ganzen* Bibel für den gemeinen Mann für nötig und empfehlenswert?

ad 17.) Ja wohl, denn was Sachen der Religion betrifft, muß Jeder selbst Grund geben können der Hoffnung, die in ihm ist. Christus befiehlt es: Suchet in der Schrift. Joh. 5,39. In der Apostelgeschichte werden die von Beröa die edelsten von Thessalonich genannt, weil sie das Wort willig aufnahmen und täglich in der Schrift forschten, ob es sich also verhielte im Alten Testamente, wie Paulus lehrte. Ps. 119,5. Mos. 6,6. Jos. 1,8 und viele Stellen.

18. Wie erklären Sie die ersten 14 Verse des 1. Kapitels Johannis?

ad 18.) Da es nach dem, was ich bei der 6. Frage erklärte, Hochfürstl. Consistorio nicht unbekannt mehr ist, was ich von Jesu Christo halte, so erläßt mir selbiges wohl eine Erklärung dieser 14 Verse. Der Logos ist Jesus Christus vor seiner Menschwerdung, und also gleichen Wesens mit dem Vater, und aus Liebe zu uns herabgekommen, um uns durch seine Lehren, seine Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung vom Tode und Heimgang zum Vater, Leben und Seligkeit zu erwerben, d. h. uns zu Gottes Kindern zu machen. Das Ganze ist leicht und klar und beugt unser ganzes Wesen zur tiefsten Anbetung Dessen, der da kam, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.

Fordert aber Hochfürstl. Consistorium eine ausführliche Erklärung, so bitte ich alleruntertänigst um Bescheid; denn wegen einer beabsichtigten Reise konnte ich nicht ausführlicher sein, und wollte doch auch dem Befehle, die Beantwortung der Fragen bald einzusenden, nicht ungehorsam sein.

19. Stehen Sie noch mit den beiden Kandidaten *Günther* und *Händes* in Verbindung, und wo halten sich diese jetzt auf?

ad 19.) Ja, wiewohl wir uns selten schreiben. H. ist in der Missionsschule in Berlin, und da seine Kenntnisse in der Hebräischen Sprache nicht gering waren, bestimmte man ihn zum Judenmissionar, und wie ich hörte, fungiert er als solcher schon in der Synagoge zu Berlin. G. ist Hofmeister beim Erbgrafen von Stollberg-Wernigerode.

2.

Dem Herrn Kandidat *Zahn* wurde in dem am 17. September des vorigen Jahres gestandenen Termine die Weisung erteilt, die religiösen Winkelversammlungen einzustellen und seine zu haltenden Predigten im Konzepte einzuschicken. Seitdem hat derselbe die Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen erteilt, und jetzt bittet er, ihn hierauf mit Resolution zu versehen, welche jedoch keine andere sein kann, als die, daß es bei der gedachten Weisung sein Bewenden behält. Denn wir haben aus jenen Antworten die Überzeugung entnommen, daß der Herr Kandidat *Zahn* den Götzen unserer Zeit, dem Mystizismus und der Schwärmerei huldigt, welche das Licht der Vernunft scheuen und diese edle Gottesgabe dunklen Gefühlen unterordnen wollen, da doch wahre Religion nur aus Vernunft und Gefühl, den beiden Hauptbestandteilen unsers Innern, hervorgehen kann.

Vereinigt sich mit dieser Verirrung, welche zu begünstigen und zu befördern der Obrigkeit wohl nicht zugemutet werden kann, Geringschätzung der anders Denkenden, Übermut sogar gegen Vorgesetzte und das Bestreben, die Zahl der Anhänger eines Vereins zu vermehren, welcher sich im Besitz der allein seligmachenden Lehre zu sein dünkt, und über dessen wahre und eigentliche Tendenz sich noch nicht mit Bestimmtheit urteilen läßt, so halten wir die von uns getroffene Verfügung, ohne daß wir zu besorgen hätten, in den Augen der Vernünftigen als eine nicht christliche Obrigkeit zu erscheinen, um so mehr für gerechtfertigt, als wir der Überzeugung Raum geben, daß der Vater des Herrn Kandidaten *Zahn*, dem es nicht an geistigen Mitteln fehlt, um für das Seelenheil der ihm anvertrauten Gemeinde hinlänglich sorgen zu können, durch gewissenhafte Erfüllung seines Berufes dergleichen religiöse Winkelversammlungen in W., gesetzt auch, daß ihr Zweck wohlgemeint sei, überflüssig zu machen nicht verabsäumen werde.

S., den 5. Februar 1823.

Fürstl. Schwarzburgisches Konsistorium daselbst.

gez. G. v. Z.

Der Geheime Rat v. Z., ein sehr eitler, ganz in Rationalisimus verkommener Mann, wollte durchaus von mir wissen, in welchen näheren Beziehungen ich zu dem Berliner und dem kleinen Rudelsburger Hof stand, ohne doch auf die Hauptsache eingehen zu können.

Es ist hier wohl der Ort, etwas näher einzugehen auf die ganze Regierungsweise, sowie den sittlich-religiösen Zustand des Ländchens.

Der Fürst, in seiner äußeren Erscheinung ein gar stattlicher Herr, hatte eigentlich gar nichts gelernt, dagegen schon als Erbprinz ein wüstes, rohes Leben geführt und sich daher früh vom Hofe seines Vaters zurückgezogen. Auf dem einsamen Gut T. verborgen, trieb er sein Wesen ungestört in den Wäldern oder bei nächtlichen Orgien mit seinen jugendlichen Genossen. Jagen, wobei er sich sogar des Nachts auf fremdes Jagdgebiet begab, Rossebändigen, Hundebrichten waren seine einzigen Beschäftigungen. Ich habe nie gehört, daß er in irgend einem Collegio sich über die Regierung der einzelnen Zweige auch nur orientiert habe. Auch nach dem Tode seines Vaters behielt er diese, Lebensweise bei; einzelne würdige Beamte, die der Vater hinterließ, führten die Regierungsgeschäfte nach wie vor; und da die Erträge sämtlicher Domänen in die Kammerkasse flossen, fehlte es nie an Mitteln. Die tiefste Schattenseite seines Wesens war eine entsetzliche Mätressenwirtschaft; er hatte gewöhnlich mehrere Personen dieser Art in seinem häuslichen Leben um sich, Personen aus den mittleren Bürgerständen, mit denen er gar oft wechselte. Seine ganze jugendliche Umgebung wandelte, durch sein Beispiel verlockt, dieselben Wege. In sich selbst hatte er gar keinen Halt, denn

der fade Rationalismus eines *Cannabich* war ihm und zwar recht oberflächlich beigebracht worden. Öfter sagte er zu Geistlichen: „Moral, Moral, meine Herren, ist und bleibt die Hauptsache!“ Das Leben auf dem T. war ja die Norm dazu.

Er zog nun auf das schön gelegene alte Schloß seiner Väter, von wo er sein Land regierte. Es fand sich auch ein Mann, der ihm alle landesväterliche Sorge abnahm und vor allen Dingen darauf zu sehen hatte, daß zur rechten Zeit die Chatouille des Fürsten gefüllt war, um irgend einen berühmten Hund oder ein seltenes Pferd oft aus weiter Ferne herbeizuschaffen. Dieser Mann war der Geheime Rat von W., eines Predigers Sohn. Ihm zur Seite stand seine ganze Familie, deren Glieder allmählich herangezogen und selbst mit außerehelichen Kindern des Fürsten verheiratet wurden. Es gab sehr gescheite Leute unter ihnen, welche den armen Fürsten ganz umstrickten und den seinen Lüsten Frönenden nimmer zur Besinnung kommen ließen. Nepotismus und Bestechung verbreiteten sich über das ganze Land.

War es da zu verwundern, daß die Landeskirche verächtlich gemacht wurde? C., der Generalsuperintendent, war ein gelehrter Mann, in früheren Jahren ein sehr beliebter Kanzelredner, eine Poisaune der neuen Aufklärung auf dem Gebiete der Theologie; aber trotz aller seiner Moralpredigt wurde seine Kirche leerer und leerer, und er zog sich in voller Manneskraft aus seiner amtlichen Stellung zurück. Nach seinem Rücktritt wurden in die höheren Ämter Männer berufen, die fast durchweg durch Unwissenheit und Rohheit sich bemerkbar machten. Die Zustände in Kirche und Schule wurden von Tag zu Tage entsetzlicher. Hier und da seufzte noch ein redliches Herz zu Gott mit der Frage: Wohin soll das noch führen?

Hierbei mache ich auf einen Zug des deutschen Volkes aufmerksam, der mit seinem ganzen Wesen wie verwachsen ist: die persönliche Anhänglichkeit der Untertanen an die Person des Fürsten, ja die Hochachtung vor ihm. Das mögen einzelne Erscheinungen aus dem Leben des Fürsten beweisen.

In meinem Geburtsorte befand sich die große, schöne Domäne, deren Pachtinhaber der Oberamtmann *Böttcher* war: er war der Onkel meiner Mutter und zugleich durch seine Frau der Schwager meines Vaters. Die gemeinsame Erziehung mit den beiden Töchtern des Hauses, der tägliche Besuch des „Hofes“ ließ uns ja an Allem reichlich teilnehmen, was von Genüssen besonders in den herrlichen Obstgärten durch das freie Umherschweifen in demselben und die große Güte der Verwandten sich bot.

Auf diesem Gute errichtete der Fürst für sich und seine Jagdgenossen große Baulichkeiten. Alljährlich erschien er auf mehrere Wochen und ließ sich daselbst mit seinem ganzen Trosse häuslich nieder. Da zeigte sich aber eben die große Anhänglichkeit an seine Person. Acht Tage vor seiner Ankunft erschienen große Wagen, die alles Mögliche herbeischafften. Welch ein Interesse hatte das für uns Kinder. Wenn nun der Tag kam, an welchem Durchlaucht selbst erschienen, so stand das ganze Dorf auf der Warte. Gewöhnlich erschien er zu Pferde, einer der besten Reiter, der die teuersten und prachtvollsten englischen Rosse unter sich tummelte. Sein Gefolge bestand aus zehn Jägern und anderem Jagdpersonal, an dessen Leinen sich die schönsten Hunde tummelten. Sobald er auf den Hof kam, schwang er sich vom Pferde, die große Knallpeitsche in der Hand, und fragte wohl, ob sein Gefolge ihm nachgekommen wäre. Dann wurde sein Pferd den Stallleuten zur sorgfältigsten Pflege übergeben, und sie mußten es in Gegenwart des Fürsten putzen und reinigen, ehe es an die Krippe geführt werden durfte. Nun begrüßte er die ihm liebe Pächterfamilie. Der Onkel stand stramm und aufrecht, und die gute Tante in ihrer Korpulenz machte gar viele zierliche Knickse. Nach einigen, oft nicht sehr artigen Späßen redete er den Onkel treuherzig an mit den Worten: „Nun, wie geht's, du alter iserner Henrich?“ Denn er kannte ihn wohl als den stärksten Mann in seinem Lande, und er-

probte seine eigene Kraft an ihm. Leibliche Balgerei gehörte mit zu seinen Hauptvergnügungen und die jungen Jägerburschen wurden oft zusammengehetzt. Ja, obwohl der Onkel nie persönlich den Kampf mit dem Fürsten aufnehmen wollte, ruhte dieser nicht eher, bis man sich auf eine nahe Scheunentenne begab, wo eben gedroschen wurde. Da faßte der Fürst den Onkel an; dieser aber wehrte mehr ab, als er angriff, bis der Fürst rief: „Böttcher, greif’ zu!“ – Bald lag die Durchlauchtigkeit gestreckt am Boden und sprach: „Du bist ein alter iserner Henrich.“ Nun ging’s zur Tafel. Beim Essen und Trinken selbst war der Fürst mäßig. Oft zeigte er eine gar große Gutmütigkeit, obwohl er seine Wohltaten sehr ungeordnet, dem Gefühle des Augenblicks überlassen, spendete. Noch an demselben Tage wurde eine Jagd gemacht, wozu er uns mitunter als kleine Treiber einlud, denn er kannte uns alle bei Namen. Beim Schluß derselben schenkte er uns wohl einen Hasen mit herzlichem Gruß für den Vater.

In diesem allen lag nichts sittlich Nachteiliges für uns. Doch was umgab dieses Leben und was mußten wir schon in früher Jugend hören und sehen? Der Fürst war verheiratet mit einer braven Prinzessin von R., aus welcher Verbindung zwei eheliche Kinder, ein Prinz und eine Prinzessin, entsprossen waren. Aber er liebte die Fürstin nicht, und sah es gern, daß sie sich mit den beiden Kindern in eine Art Verbannung zurückzog, die sie bei ihren Verwandten in R. verlebte; er selbst lebte mit Mätressen, die im ganzen Lande, wenn auch nicht von dem besseren Teil der Bewohner, wie Fürstinnen geehrt wurden. So erschienen sie auch mit dem Fürsten in unserm Dörfchen, im Sechsgespann auffahrend, mit ihm in den Gemächern gemeinschaftlich wohnend. Die ältere genoß äußerlich das meiste Ansehen, denn sie hatte zwei Kinder, die der Fürst sehr liebte, G. und K. von F–; die anderen beiden waren jüngere Mädchen. Diese höchst traurigen ehelichen Verhältnisse des Fürsten untergruben allmählich die ehelichen Verhältnisse im ganzen Lande, und die nächste Umgebung des Fürsten wurde von ihm selbst gleichsam angeleitet, ihm auf diesem Wege zu folgen. Da der Fürst diese unreinen Verhältnisse so oft löste und neue anknüpfte, entstanden mehrfach nahe Beziehungen zu verschiedenen Familien, die alle in ihrer Gier wie Blutegel an dem Finanzbeutel sogen. Das Volk hielt solche schmutzigen Verhältnisse für ein Privilegium des Fürsten, und wurde nur in seiner jüngeren Generation allmählich verunreinigt. Doch die Luft war verpestet und trug das Gift in die jungen Herzen. Was für eine Generation heranwuchs, mußte der arme Fürst besonders im Jahre 1848 schmerzlich erfahren, wo Alles zusammenbrechen und dem Tiere preisgegeben werden sollte. Die beiden außerehelichen Kinder des Fürsten waren zum Teil unsere Gespielen, während er in *Wasserthalleben* residierte, und wir unbewachten Kinder sahen dieses Treiben mit an. Die gute Mutter warnte uns aber gar oft. Der bunte Schein, der diese übertünchten Gräber umgab, täuschte sie doch nicht.

Die Leidenschaft des Fürsten für Jagd und alles, was damit in Verbindung stand, konnte wohl für Kinder von Interesse sein; aber der Vater seufzte gar oft über den großen Nachteil, den das arme Land davon hatte. Die Jagd war nämlich ein Regal des Fürsten, und das ganze Land war gleichsam ein großer Hasenstall, und wehe Dem, der ein solches Tierchen nur schief angesehen hätte! Sie wurden im Winter wie die Schafe mit dem besten Heu und Hafer sogar noch gefuttert, und auf unserer Feldmark mochten über 1000 derselben leben. Bei schwerem Gefängnis war es Jedem untersagt, eine Flinte zu tragen. Ein Fall sei hier angeführt, aus dem hervorgeht, wie leidenschaftlich der Fürst auf dieses Verbotes Befolgung hielt. Überall im Lande standen auf geeigneten Höhen kleine Erdhütten, aus welchen man das schädliche Wild, das etwa den Hasen nachstellte, schoß. Ein Uhu wurde auf eine Stange gesetzt und da sammelten sich denn große Scharen von diesem Gevögel und wurden erlegt; das war ein Hauptvergnügen für den Fürsten. Einstens befand er sich auch auf einer solchen Rabenhütte, und während der Zeit amüsierte sich sein unehelicher Sohn G. mit seinem Gesell-

schafter damit, einem kleinen Häusler, der am Ende des Dorfes wohnte und einen hübschen Taubenflug besaß, aus bloßer Lust mehrere Tauben zu töten. Das entrüstete den Mann so, daß er hinzu-sprang, den beiden jungen Herren ihre Gewehre entwand und damit nach der Rabenhütte eilte, um bei Sr. Durchlaucht Schutz zu suchen. Kaum aber bemerkte der Fürst, daß dieser Mann das Gewehr seines Sohnes in der Hand hielt, als er ihn packte, in die Hütte hereinzog und zu Boden warf. Darauf ließ er durch seine Begleiter große und starke Weidenstäbe holen und schlug nun abwechselnd mit dem einem Jäger auf den daniederliegenden Mann los in einer solchen Wut, daß der Jäger zuletzt dem Fürsten in die Arme fiel und rief: „Durchlaucht, hören Sie auf, der Mann stirbt uns unter den Händen.“ Da ließ er nach und schickte den jämmerlich zerschlagenen Menschen zu einem Arzt, soll ihm auch, als er zur Besinnung kam, ein Schmerzensgeld gegeben haben. Dies weiß ich aus des Jägers eigenem Munde. Der Fürst war nämlich doch nicht souverän, sondern die Hoheitsrechte des Kurfürstentums Sachsen galten auch uns; jeder gewandte Advokat hätte Sr. Durchlaucht allerlei Not bereiten können.

Doch die Souveränität sollte sich auch bald finden. Der schlaue von W. wußte bei dem viel vermögenden Talleyrand durch große Bestechungen es dahin zu bringen, daß *Schwarzburg* nicht mediatisiert und zu Westfalen geschlagen wurde. Wie der Fürst meinte, seine Souveränitätsrechte geltend zu machen, das zeigte sich bald wieder bei einer Rabenhüttengeschichte. In der Nähe von *Wasserthalleben* ließ er eine sehr große Hütte bauen, weil er meinte, auf dieser Höhe sammelten sich oft recht viele Raubvögel, und flugs mußte Alles beeilt werden, daß der Fürst zu einer gewissen Stunde seinem Vergnügen obliegen konnte. Da rief er einem derselben zu: „Kerl, weißt Du nicht, daß ich souveräner Fürst bin und Dich auf der Stelle aufhängen lassen kann?“

Die Jagdvergnügen wichen an den langen Winterabenden den Vergnügungen des Theaters, der Bälle und anderer Gelage. Das Eigentümliche dieser Vergnügungen bestand aber darin, daß sie Niemand etwas kosteten. Der Fürst hielt Alle frei. Es war der eigentliche Bürgerstand, der sich um ihn sammelte. Große Tafeln waren serviert, und der Vater des Vaterlandes lud selbst seine Gäste ein, sich zuzulangen. Bald stand die Gesellschaft den großen Saal entlang in verschiedenen Gruppen da, unter denen die einen von Tellern, die andern wohl gar aus der Faust es sich wohlschmecken ließen. Das Alles machte den Fürsten populär; wirklich gebildete, feine Leute, deren es aber doch sehr wenige im Lande gab, zogen sich mehr zurück. Der Fürst selbst konnte keinen gebildeten Menschen leiden. In Folge seines Zuges zu Gemeinheit fühlte er sich unbehaglich in gebildeter Gesellschaft, und wenn einer unter seinen jüngern Genossen sich mit einem Buche vor ihm blicken ließ, spottete er so lange, bis derselbe das Buch weglegte.

Wohin dies Alles zuletzt führte, läßt sich leicht denken. Schule und Kirche verfielen immer mehr. Die Abiturienten zur Universität erreichten kaum den Standpunkt eines preußischen Tertianers und verließen ohne alle Prüfung die Lehranstalten. Die künftigen Schullehrer trieben sich auf Schulen in *Sondershausen* und *Greußen* herum, bildeten Sängerköre, verdienten sich nebenbei durch Privatunterricht etwas, bis sie eine feste Anstellung als Kantoren erhielten. Die Kandidatenprüfungen, deren es zwei gab, (die letzte unmittelbar vor der Anstellung) waren eine lächerliche Farce.

Dies war meine Umgebung nach der Rückkehr aus *Mecklenburg*. Eine Kirchenvisitation (ob meinetwegen?) wurde in dieser Zeit in *Wasserthalleben* von dem ersten Geistlichen in *Sondershausen*, Konsistorialrat R., und Justizamtmann W. abgehalten. Nach Tische knüpften die Herren auch mit mir ein Gespräch an, und da bekannte ich frischweg meinen Glauben. Der Jurist stimmte mir in Vielem bei; als wir aber die Grundwahrheiten des Christentums mehr berührten, trat mir der Rationalist bestimmt entgegen. Dem lieben Vater war das Ganze sehr peinlich; er entfernte sich still; aber die liebe Mutter blieb mir zur Seite. Und als der Konsistorialrat sich dahin äußerte, daß diese seltsa-

men, ganz veralteten und schon längst aufgegebenen theologischen Ansichten mir nur schaden könnten, da ich bei der geachteten Stellung meiner ganzen Familie gewiß bald ein Pfarramt bekommen hätte, ich aber durch mein zurückgezogenes Wesen mich dem allen entzöge, da trat die gute Mutter doch für mich auf und meinte: sie könne das zwar nicht beurteilen, aber mein stilles, zurückgezogenes Wesen sei ihr gar lieb. Derselbe Rat äußerte sich späterhin auf eine noch bezeichnendere Weise. Er ermahnte mich nämlich, meinen Mystizismus dranzugeben und zu leben wie andere junge Theologen, sonst könne ich auf keine Anstellung rechnen. Auf meine Erwiderung: wenn aber unser HErr im Himmel mir doch eine Pfarrstelle im Schwarzburgischen zgedacht habe, – war die Antwort: „*Wenn aber Serenissimus nicht will?* –“

Da hatte ich meinen Abschied.

Wieder Hauslehrer.

1823-1824.

Die Freunde in Berlin, besonders der liebe *Kottwitz*, die die Unhaltbarkeit meiner Stellung in der Heimat durchschauten, suchten mich in Preußen irgendwo in ein Schul- oder Pfarramt einzuweisen. Man dachte zunächst an die große Anstalt in *Bunzlau*; allein *Schuderoff* hatte in öffentlichen Blättern auf diesen seltsamen Kandidaten im Schwarzburgischen aufmerksam gemacht, dem aber die weise Regierung das Handwerk bald gelegt habe und der Herr Minister von *Altenstein*, so wie das Ganze im Preußischen damals noch lag, wollte mich doch nicht sofort anstellen. Nach meiner festen Überzeugung war ich auch nicht geeignet für die große Anstalt in *Bunzlau*; es fehlte eine gründliche Vorbereitung zu solcher Stellung. Der liebe *Kottwitz* schlug mir statt dessen vor, eine Hauslehrerstelle bei dem Herrn Grafen *Anton zu Stolberg* in *Peterswaldau* in Schlesien zu übernehmen. Ich ging darauf ein, mußte aber, was das Äußere betraf, eine Bedingung stellen, deren Erfüllung nicht ganz leicht für den Grafen war. Ich konnte nämlich meine beiden Brüder *Gustav* und *Friedrich*, da ich für ihre Fortbildung zu sorgen hatte, nicht zurücklassen und mußte wünschen, daß sie gegen eine mäßige Pension in *Bunzlau* Aufnahme fänden. Es ordnete sich alles. Die edlen *Stolbergs* taten über Vermögen und der Vater in seiner äußeren Bedrängnis übergab mir die beiden Brüder mit vielen Tränen, überzeugt, ich würde das Beste derselben im Auge haben. Im Mai 1823 reisten wir über *Leipzig* und *Dresden* nach Schlesien. Das führte mich auch über *Hermsdorf*, was damals der Schwager des Grafen *Anton*, der letzte Enkel und Sprosse des *Zinzendorf'schen* Geschlechts, Graf zu *Dohna* im Besitz hatte. Dieser originelle, geistig reich begabte Herr, seine liebenswürdige Gattin, der nicht weniger originelle Pastor *Roller*; der äußerst sinnige Dorfschullehrer Herr *Eckert* – sie liebten mich in einen Kreis hineinschauen, der überaus Vieles und Köstliches darbot.

In *Dresden* machte ich die Bekanntschaft des damals so vielfach besprochenen böhmischen Predigers *Stephan* und da eine mir befreundete Familie aus dem Mecklenburgischen ihm kirchlich sehr nahe stand, kam ich während des Aufenthalts recht oft mit ihm zusammen, konnte Predigten von ihm hören, auch seine häuslichen Erbauungsstunden besuchen. Damals war er ganz ein Pastor der lutherischen Kirche. Sein Vortrag, einfach und klar, trug die Heilsordnung von Sinnesänderung und Glauben vor und hatte einige Verwandtschaft mit den jetzt so viel gelesenen Predigten von *Harms* in *Hermannsburg*, jedoch ohne dessen Innigkeit und Drang der Liebe Christi. Der Zulauf zu *Stephan* war sehr bedeutend und die Zuhörerschaft ähnlich zusammengesetzt wie bei dem alten *Jänicke* in *Berlin*. Auch in *Dresden*, wo noch im Jahre 1800 das schöne Zeugnis über die Grundwahrheiten der evangelischen Kirche erscholl, war man des süßlichen und leeren Geredes müde. Man wollte ein Stück hausbackenes, gesundes Brot und einen Trunk frischen Wassers. Das fand man in *Stephans* Predigten. An ihm selbst hatte man einen derben, doch die Hauptsache treffenden Seelsorger, der seine Gemeinde zusammenzuhalten wußte. Er hatte etwas Herbes und Hartes in seiner Rede gegen die, die sich nicht gleich gefangen geben wollten. Als ich ihm treulich eröffnete, da er gern vom Bußkampf sprach, wie ich bisher sehr sanft von Gott geführt sei, rief er etwas barsch: „Werden schon noch hineingeworfen werden in die Hölle“ – worüber ich ordentlich erschrak, doch blieb er freundlich und gastlich und holte einen großen Folianten von Melanchtons loci und empfahl dieses Buch dringend zum Studium. Und darin hatte der Mann recht, denn es fehlte nur an evangelischer Begründung meines erwachten Glaubenslebens. Das Zerwürfnis *Stephans* mit der evangelischen Brüdergemeinde war schon hervorgetreten, wohl meist durch *Stephans* Schuld: eine Spannung fühlte man in diesen Kreisen. Ein Zerwürfnis mit der Welt kann und soll nicht ausbleiben, aber unter Denen, die Jesum kennen, sollte jeder Einzelne es innerlich festhalten: Laß nicht los von der Gnade Gottes und damit auch nicht von dem Bande der *Liebe*, bis Gott es löst.

Wir kamen darauf in *Bunzlau* in eine frische, sehr tatkräftige, großartige Schulanstalt, in der ich meine beiden Brüder zurückließ. Die schon oben erwähnten Männer – wir wollen sie noch einmal Pestalozzianer nennen – empfingen uns mit warmer Liebe: der nach allen Seiten hin feingebildete *Dreist* und der biedere *Henning*. Das Bild einer Schulanstalt für kleine und große Schüler trat uns entgegen. Direktor und Lehrer stimmten in den Hauptbestrebungen zusammen.

Ich eilte weiter nach *Peterswaldau* und damit in das fruchtbare, von dieser Seite so schöne Schlesien. Ich kehrte zunächst in *Neudorf* ein, einem Gute des zweiten Sohnes des „alten regierenden Herrn Grafen von *Wernigerode*,“ wie er dort genannt wurde – des Grafen *Ferdinand* und es wehte mich der überall wohnende Geist feiner, ungezwungener Sitte an: es war in allem so ein rechtes Maß, das wohl tat; nichts von kaltem, sich entfernendem, vornehmen Wesen. Bald erschien Graf *Anton*, um mich nach *Peterswaldau* abzuholen und mich dort einzuführen. Mein Vorgänger im Amt war noch bei den drei Knaben, die mir übergeben werden sollten und es gab da Einiges zu erörtern. In seiner ganzen Erscheinung imponierte Graf *Anton*: eine echt ritterliche Gestalt, doch brüderlich verkehrend. Wer aber empfing mich im Schlosse? Der liebe Baron *von Kottwitz*! Er faßte mich gleich unter dem Arm und führte mich in den Schloßgarten, wo der alte Herr Graf, der sein beständiges Domizil bei seinen Kindern hatte, beim Kaffee mit der Familie versammelt war. Dieser in Wahrheit ehrwürdige Greis war schon seit sechs Jahren ganz erblindet und hatte sich darum von der Regierung auf die schönen Promnitz'schen Güter zurückgezogen. Neben ihm saßen seine beiden Schwiegertöchter, die verwitwete Gräfin *Constantin* und die Gemahlin von Graf *Anton*; auch meine künftige Frau, die Erzieherin *Kleophea Schlatter* war in diesem Kreise, entfernte sich aber bald mit ihrer kleinen, munteren Mädchenschar. Papa *Kottwitz* stellte mich Allen einzeln vor und nun eröffnete sich einfach und ungesucht ein Fragen und Antworten. Der Lehrer mit den drei jungen Grafen wurde mir erst gegen Abend zugeführt. Er war der späterhin auf verschiedenen pädagogischen Gebieten bekannt gewordene Forstbeflissene *Böttcher*, der drei Jahre die Knaben in treuer Liebe geleitet hatte, obwohl seine etwas starren, bis an Eigensinn grenzenden pädagogischen Maßregeln und andere Verwickelungen eine Trennung nötig machten. Wir schieden am kommenden Tage: er mit sehr schwerem Herzen von seinen Knaben und der Umgebung. Und nun begann mein Tagewerk in diesen ganz neuen Verhältnissen. Es umgab mich die freundlichste Liebe. Man kam mir mit dem größten Vertrauen entgegen. Die Überzeugung gewann ich indessen bald, daß ich für den Beruf eines Hauslehrers nach sechsjähriger Arbeit in diesem Gebiet mich nicht mehr recht eigne, und als der ehrwürdige Greis mir nach ein paar Tagen zu einer gründlichen Unterredung und Beratung Audienz bewilligte, sprach ich mich darüber ganz offen aus. Er beruhigte mich in besonderer Güte und meinte: es sei ja alles eine Führung Gottes und wenn ich auch schon mehr zum Predigtamt vorbereitet sei, könne ich doch seinen Enkeln nützen und wohl auch der Kirche mit dienen. Letzteres fand sich auch bald. Reiche Erfahrungen konnte ich machen in der zarten Weise des Umgangs mit Menschen, die das edle Haus pflegte. Das ganze Leben hatte etwas geregeltes, wohlgeordnetes, so daß man in jeder Stunde wissen konnte, womit ein Jeder gerade beschäftigt war. Für den alten Herrn war dies durchaus notwendig, um ihn in seiner Tagesordnung nicht zu stören. Unter den Besuchenden befanden sich benachbarte adlige Familien, die dem Evangelio nahe standen, dann kamen auch Mitglieder der Brüdergemeinde, alte Missionare, *Scheibel* und Graf *von der Gröben* aus *Breslau*, selbst *Stephan* aus *Dresden*, Gärtner, ein alter, würdiger Schullehrer aus dem Gebirge, Graf *Reuß* aus *Stohnsdorf*, Probst *Döring* und *Kottwitz* aus *Berlin*. Mitunter erschien auch auf einige Tage Prinz *Wilhelm* mit seiner Gemahlin und Kinder, seit vielen Jahren mit *Stolbergs* befreundet.

Die Haussitte erforderte, daß man zum Morgengebet zusammenkam und dazu war eine kleine Kapelle neben meinem Wohnzimmer mit einer Orgel eingerichtet. Man sang ein Lied aus dem treff-

lichen Peterswaldauer Gesangbuche, welches der alte Herr der Gemeinde gerettet hatte, als man überall die neuen Machwerke in Schlesien einführte, worauf Graf *Anton* einen Schriftabschnitt verlas und ein Gebet sprach. Hier hielten auch besuchende Geistliche der kleinen Hausgemeinde eine Erbauung. Nach derselben zog alles in das Zimmer des Großpapa, der seine Andacht wegen seiner Blindheit und Schwerfälligkeit für sich hielt, um ihm den Morgengruß zu bringen, wobei er dann nach Gelegenheit ein freundliches Wort an die Kinder und Lehrer richtete. Bei aller Friedlichkeit der Erziehung wurden doch Trotz und Lüge mit der Rute bestraft.

Das neu erwachte Glaubensleben war in dem Hause das Hauptinteresse. Der alte Herr suchte auch in der Grafschaft *Wernigerode* durch Berufung gläubiger Pastoren gleichsam gut zu machen, was er nach seinem eigenen Geständnis früher wohl versäumt haben mochte. Wahrhaftigkeit war seinem ganzen Wesen tief eingepreßt und er sagte mir in einer stillen Unterredung, wie er erst im Jahre 1814 zum lebendigen Glauben an Jesum Christum gelangt sei. Schwierig wurde es ihm, bei eintretenden Vakanzen die rechten Männer zu finden und es mußten bei den ersten Wahlen öfter Mißgriffe geschehen. Dieses alles gehört in das Jahr 23 hinein, in welches im September ein uns alle sehr aufregender Besuch von *Berlin* diese stille Gewohnheit des Lebens unterbrach. Es kam der Hofprediger *Strauß*, seit Kurzem von *Elberfeld* nach *Berlin* berufen, mit seiner Frau und Schwiegermutter, Frau *Wilhelmine v. d. Heydt* aus *Elberfeld*. Mit ihnen Professor *von Hollweg* und der später berühmte *Julius Müller*, Baron *von Kottwitz*, in dessen Begleitung mein Bruder *Franz. Strauß*, aufgewachsen in der Nähe von alten, ehrwürdigen Geistlichen, wie man sie damals nur im Wuppertale fand, war ein feuriger, mit reicher Phantasie begabter, dabei äußerst gutmütiger Mann. Der ganze Kreis im Hause, diese alte, ehrwürdige, aristokratische Sitte und Zucht sagte ihm besonders zu. Die Gesellschaft blieb mehrere Tage und *Strauß* predigte zweimal, sonntags und in der Woche. Die gewählten Texte boten ihm Terrain genug dar, sich in seiner ganzen eigentümlichen Kanzelberedsamkeit zu zeigen, auch wurde er getragen von vielen gläubigen Zuhörern, die aus der ganzen Gegend zuströmten, denn der Schlesier war wenigstens damals sehr kirchlich. Die Texte, die *Strauß* gewählt hatte, waren Lucä 7, die Sünderin, und dann 1. Moses 22, die Opferung Isaaks. Der Wochengottesdienst war sogar noch zahlreicher, als der am Sonntag besucht, besonders von Auswärtigen.

Ich war erst seit Kurzem Hausgenosse geworden, noch ziemlich in der ersten Bekanntschaft mit meinen Zöglingen und gab einen stillen Beobachter des Ganzen ab.

Ein originelles Mitglied dieses Kreises, auf den ich noch einmal zurückkommen werde, war der drollige Privatsekretär des alten Grafen, *Daniel Elsner*, der diesem mehrere Stunden des Tages vorlas, die kleinen Privatschatullenangelegenheiten, auch eine bedeutende Korrespondenz in der Hand hatte und den Grafen sonntäglich zur Kirche begleitete. Während der langen Zwischenspiele las er ihm die Strophe des gesungenen Liedes vor. Der lebhaft *Elsner*, mit uns allen an den gewöhnlichen Sonntagen zwei trockene, kaum orthodox zu nennende Pastoren zu hören gewohnt, war außer sich vor Bewegung und Freude über *Strauß* und meinte, da habe er sich doch einmal recht satt weinen können und zwei Taschentücher verbraucht. Doch die bedeutendste Erscheinung unter den Besuchenden war mir nicht der gewaltige Prediger *Strauß*, sondern seine Schwiegermutter, Frau *v. d. Heydt*. Jungfrau *Kleophea Schlatter* stand derselben seit ihrem achtzehnten Jahre als ein sehr wohl geschultes, durchgebildetes Mitglied der reformierten Kirche sehr nahe. Frau *v. d. Heydt* war ihre geistige Pflegemutter, sowie auch ihrer Schwester *Anna*, die beim Grafen *v. d. Gröben* in Breslau lebte, ja sogar der übrigen Schwestern daheim in *St. Gallen*. Sie sagte mir selbst, als ich ihr am Bette einen Besuch machen mußte (sie wurde dort krank), daß sie eigentlich um dieser beiden Schwestern willen die weite Reise von *Berlin* nach Schlesien gemacht habe. Seit der Zeit bis zu ihrem

Ende blieb die innige Liebesverbindung. Sie freute sich, Gelegenheit zu haben, auch mich kennen zu lernen. Der tiefe Ernst dieser Frau, gepaart mit dem freundlichsten Wesen, ihre Vertrautheit mit dem Worte Gottes, ja ihr schwesterliches Wesen wiesen mich darauf hin, daß mein bisheriger Standpunkt eines neuen Anstoßes, ein Wachsen in der Erkenntnis und Gnade Jesu Christi auf Grund göttlichen Worts bedürfe.

Die ganze Gesellschaft brach wieder auf und reiste über *Breslau* und *Stohnsdorf* nach *Berlin* zurück. *Kleophea* erhielt Erlaubnis, ihre mütterliche Freundin zu ihrer Schwester begleiten zu dürfen, was für Beide ein großer Jubel war. *Kleophea* erzählte mir später so Manches von dieser Reise. Es begegnete sich hier die streng reformierte Kirche mit der lutherischen: Frau v. d. Heydt und Baron Kottwitz repräsentierten beide. Aber nicht bloß Repräsentanten dieser Kirchenabteilungen trafen einander, sondern durchgebildete, auf freier Gnade ruhen wollende Seelen hatten einander die Bruderhand gereicht und Frau v. d. Heydt äußerte sich über *Kottwitz*: „Hätte ich auf dieser weiten Reise Niemanden, denn diesen teuren Jünger des Herrn kennen gelernt, so hätte ich genug gehabt.“ *Kottwitz* hatte ein weites Herz, in dem er Viele dulden konnte, die in einzelnen Fragen starr und eigensinnig waren. Er pflegte wohl zu sagen: „abwarten, abwarten und lauschen, was Gott an ihnen tut, der sie, so wie mich in Geduld und Weisheit trägt.“ Ein friedliches, gesegnetes Begegnen dieser beiden Naturen mit dem etwas rohen *Stephan* und dem zuweilen fanatisch aufbrausenden *Scheibel* wäre wohl kaum denkbar gewesen.

Der Winter 1823-1824 sammelte unter uns alles beim stillen Beruf im häuslichen Kreise. Ich denke hier auch noch einer frommen Haussitte. Sonntags gegen Abend versammelten sich in einem größeren Saale des Schlosses sämtliche Hausbewohner, wozu sich auch die erweckten Seelen des Orts einfanden. Bis dahin hatte der junge Graf eine Predigt gelesen und zum Gesange spielte der Organist. Der alte Herr war jedesmal zugegen, wie es ihm überhaupt Freude war, wenn Christenleute die Predigt göttlichen Worts nicht verachteten, sondern sie gerne hörten und lernten. Man übertrug nun mir das Vorleseramts und so stand ich gleich wieder in meinem Berufe. Die Predigten in der Kirche lockten in die Abendstunden und die beiden Stundenhalter, die Lehrer in *Peterswaldau* und *Steinkurzendorf*, unterstützten mich. Die Bewegung wurde immer größer und ob ich wohl mir meiner Schwachheit recht bewußt war, die Herren Grafen ermunterten fort und fort zum Anhalten. Oft wurde es nur gegeben, ein lautes und freudiges Zeugnis von dem Heile in Christo vor der ganzen Gemeinde abzulegen, so wie ich auch gern in dem benachbarten Dorf predigte, wo eben eine Vakanz war. Wie bereitwillig standen mir bei solchen kleinen Reisen die gräflichen Equipagen zu Dienst und Papa *Anton*, wie wir ihn nannten, übernahm gern in meiner Abwesenheit meine Zöglinge. Es kam der Sommer 1824, die Bewegung steigerte sich von Woche zu Woche. Wir mußten noch einen größeren Saal zu den Abendstunden nehmen; er hieß der Kaisersaal, weil während des Krieges und des Waffenstillstandes mit *Napoleon* der Kaiser in demselben seine Privatkapelle mit seinen Priestern und mit seinem Gefolge hatte. Da um Himmelfahrt herum erkrankte der alte, ehrwürdige Greis und die Spannung wurde größer und größer. Die Stillen im Lande hegten die Meinung, mit seinem Abscheiden, mit dem Wegzuge der gräflich *Anton*'schen Familie ins Gebirge werde alles zusammensinken. Als der Herr die Seele des teuren, alten Grafen in Frieden von hinnen nahm, trat in den Verhältnissen eine Änderung ein. Bald mußten wir von dannen ziehen. Graf *Ferdinand* bezog die Peterswaldauer Güter, die sein Sohn *Friedrich* bis in die neuesten Zeiten als Majorat besessen hat. Eine etwas seltsame Verkettung und Führung in dieser großen, ausgebreiteten Familie führte den Grafen *Franz*, den zweiten Sohn des Grafen *Ferdinand* in die katholische Kirche und seit 1865 ist er Majoratsherr von Peterswaldau: Gottes Gerichte sind unerforschlich.

Die Gräflin *Anton*'sche Familie bezog die Güter im Gebirge: *Jannowitz* fiel dem Grafen Wilhelm zu Stolberg, dem Sohne des verstorbenen Grafen *Konstantin* zu, *Kreppelhof* dem Grafen *Anton*. Letzteres war jedoch so wenig wohnlich für eine so große Familie, daß man vorläufig *Jannowitz* wählte. Man mußte sich behelfen, so gut es ging. Ich wohnte in der Pfarre beim Pastor *Freyer*, dem Schwager des Professor *Scheibel*, was mich mit dieser streng lutherischen Fraktion in nähere Beziehung führte und bald sollte ich den Führer derselben näher kennen lernen. Wie verschieden waren doch diese beiden Männer, *Strauß* und *Scheibel*! Letzterer, der nie aus *Breslau* gekommen war, kannte außer seiner lutherischen Theologie und den mit seinem Beruf genau verbundenen Wissenschaften kirchlich nur *Breslau*; Jener hatte im *Wuppertale* seine pastorale Ausbildung gewonnen und dieses besaß kirchliche Anknüpfungen nach allen Seiten auch im Ausland und gehörte zu der Verbindungslinie, die von Genf über *Basel* und *Holland* auch nach *England* ging. So schroff auch die reformierte und lutherische Kirche jede an ihrem Sonderbekenntnis hing, war doch dort eine Vermittlung zwischen beiden nicht nur möglich, sondern sie fand wirklich statt. Von alledem wußte *Scheibel* gar nichts: *Breslau*, *Breslau* war ihm die Kirche und das Reich Gottes. In einem Gespräche warf er sogar die Äußerung mir hin: „es soll im *Wuppertale* auch gläubige Reformierte geben.“ Er hatte eine besondere Gabe, mit Kraft, ja mit Beredsamkeit vor großen Gemeinden von Christo zu zeugen, aber höher stand mir doch seine noch größere Fähigkeit, aus dem Worte Gottes heraus auf Grund der Rechtfertigungslehre der evangelischen Kirche die Heilsordnung vor mehr christlich durchgebildeten Zuhörern vorzutragen. Er war gut unterrichtet und wer ihm folgen wollte und konnte, hatte freilich einen anderen und mehr bleibenden Genuß, als nach einer *Strauß'schen* Predigt. Letzterer fand als Hofprediger in Berlin nur zu viel Gelegenheit, seine vermittelnde Theologie, besonders auch in dem traurigen Agendenstreite geltend zu machen. Schien es doch auch seinen Freunden, als würde er mehr und mehr ein Hofprediger als ein Pastor. Je bedeutender das Kirchenamt, desto schwerer die Verantwortung. *Scheibel* trat mir auch damals als ein offener, redlicher Mann entgegen, der nach Überzeugung handelte. Allein eine fanatische Seite blieb Einem auch nicht verborgen.

Ein neuer Abschnitt meines Lebens entwickelte sich jetzt. Frühere, leichtfertig geschlossene Verbindungen mit einem sehr reichen, mir verwandten jungen Mädchen (wie es damals im Schwarzburgischen so allgemeine Sitte war), hatten sich gelöst. Ich war von dieser Seite ohne meine Schuld ganz frei und so führte mir der Herr meine späterhin so treue Ehefrau in *Kleophea Schlatter* zu. Das war sein Werk und trotz aller schweren Stunden im Brautstande hielt er seine gute Hand darüber. Die treue Frau *Anna Schlatter* in *St. Gallen* leitete alles zu einem guten Ende. Die lieben *Stolbergs* freuten sich auch unserer Verbindung, obwohl unser gegenseitiges Verhältnis als Lehrer und Erzieherin nicht für ein Brautpaar passend war.

Examen in Berlin.

Der liebe *Kottwitz* stand wieder hinter dem Glöcklein und forderte mich mit einem Male im Spätherbst 1824 auf, mich zu erklären, ob ich das preußische Kandidatenexamen machen und eine Vokation als Pastor nach *Mützenow* in Hinterpommern übernehmen wolle. Obwohl sich Berge von Schwierigkeiten vor meinem Innern erhoben, ob das alles durchzuführen sei, ließ ich mich führen.

Während des Aufenthalts in *Jannowitz* hatte ich auch den trefflichen Prinzen Wilhelm und seine Gemahlin in *Fischbach* kennen gelernt. Graf *Reuß* auf *Stohnsdorf*, Gräfin *Reden* auf *Buchwald*, Fürstin *Radziwill* auf *Ruhberg*, auch Graf *Gneisenau* verkehrten bei *Stolbergs*. Ja auch König *Friedrich Wilhelm III.* besuchte seinen Bruder in *Fischbach* auf einige Tage und ich konnte diese würdige königliche Erscheinung recht in der Nähe betrachten. Mit ihm war der Großfürst *Nikolaus von Rußland* und dessen Gemahlin, die schöne Prinzessin *Charlotte von Preußen*. Letztere machte sogar ohne alle russische Begleitung in diesen Tagen mit Prinzeß *Wilhelm* der gräflichen Familie einen freundlichen Besuch in dem bescheidenen *Jannowitz*, wobei dann freilich die russischen kaiserlichen Gewohnheiten schon stark hervortraten.

Es war der letzte Abend gekommen, den ich in dieser Kreise verleben sollte. Ich mußte noch gegen 10 Uhr in der Nacht abreisen und die Familie versammelte sich noch einmal zum Abendessen, den ich ja so oft gehalten hatte. Prinz *Wilhelm* von *Fischbach* mit seinem Sohne war zugegen. Der hohe Herr schämte sich nicht mit uns vor dem Herrn des Himmels sich zu beugen. Von der Frau Prinzessin hatte ich mich schon einige Tage vorher empfohlen und bekam noch die freundliche Einladung mit auf den Weg, sie auf dem königlichen Schlosse zu besuchen, was denn auch geschah. Es war doch ein schwerer Abend für mich, so ohne recht lebendige Hoffnung zog ich in die finstere Novembernacht hinein, denn ich mußte am kommenden Morgen in *Neusalz* eintreffen, um mit dem Baron *Kottwitz* die Reise nach *Berlin* in seinem Wagen fortzusetzen und unter solchem Geleit ließ ich mich führen und harrete still der Dinge, die da kommen sollten.

Was mußte doch auch meine liebe Braut mit erleiden, erharren und durchleben, ehe wir unser gemeinsames eheliches Leben in geordneter Weise beginnen konnten; schienen doch alle Elemente und Menschen, die die Sache hätten fordern können, wider uns zu sein. Erst durch königliche Entscheidung im Januar 1826 kam die Sache zur endlichen Klarheit. In *Neusalz* hielten wir uns nicht auf, doch auf dem ganzen Wege lernte ich die stille verborgene Wirksamkeit christlicher Wohltätigkeit und treuer Seelenpflege des ehrwürdigen Mannes kennen. Überall traten ihm bedürftige Seelen entgegen und es war so rührend wie väterlich er solch arme Weber anfaßte. Wir eilten schnell weiter und näherten uns der großen Weltstadt, die schon damals überraschend in ihrer Umgebung zunahm. Ich stieg mit *Kottwitz* Alexanderstraße Nr. 6 ab. Kannte ich den Ort doch schon vom Jahre 21 her. Um mich aber zu meinem Examen vorzubereiten, zog ich zu meinem Bruder *Franz*, der eben auch im Begriff war, sein Examen zu machen und sehr tüchtige Studien unter *Neander* vollendet hatte, der ihn gern für's akademische Leben gewonnen. In dieser stillen Einsamkeit fiel es nur doch oft zentnerschwer aufs Herz, wie ich so ohne alle gründliche Kenntnisse, acht Jahre Erzieher, es wagen könnte, mich zum Examen zu stellen. Zu großen Vorbereitungen war keine Zeit, denn die Sache eilte; und da ich von allen Seiten auf das Freundlichste ermuntert wurde, nur getrost zu sein, auch *Neander* mir auf das Freundlichste entgegen trat, meldete ich mich in aller Form und erhielt meine schriftlichen Arbeiten; auch die ermunternden Briefe meiner treuen Braut und *Stollbergs* ließen es mich wagen. Ich machte einen inneren Prozeß durch, wie damals bei meiner Predigt in *Ludwigslust* und als ich noch in den letzten Tagen beschämt vor *Kottwitz* stand und ihm meine Not klagte, stellte er sich so ernst als feierlich vor mich hin und sprach: „Meinst Du, Lieber, daß wir diese Sache so auf unsere eigenen Gedanken hin begonnen? wir haben den Herrn darin gesucht, der wird uns nicht

zu Schanden werden lassen.“ Ich schämte mich und harrete des Morgens wo ich auf dem Konsistorium erscheinen mußte. Es waren zunächst die Klausurarbeiten, die vorlagen und in Gegenwart des Konsistorialrat *Nicolai* erledigt wurden. Zuletzt erschien auch das bedenkliche Papier, auf dem man zu bemerken hatte, daß man nicht abgeneigt sei, der Union der Preußischen Landeskirche beizutreten. Keiner der Mit-Examinanden hatte die geringste Bedenklichkeit dagegen und alle unterschrieben flugs. Ich fragte bloß: „Herr Konsistorialrat, wozu verbinde ich mich eigentlich durch diese Unterschrift?“ „Ei, lieber Zahn, war die Erwiderung, zu weiter nichts, als daß sie in der Preußischen Landeskirche nach der neuen Agende sich des Ritus des Brechens des Brotes bedienen. Das ist alles.“ „Nun, sprach ich, so weit ich die Sache bis jetzt erforscht habe, kann ich das mit gutem Gewissen“ und unterschrieb. Diese Sitzung, so wie der ganze Verlauf hatte mich von einer gewissen Befangenheit befreit; die Sache imponierte doch nicht so sehr. Um vier Uhr waren wir wieder auf dem Konsistorium und nun begann die Prüfung vor dem Collegio: Dogmatik, Exegese, Kirchengeschichte, etwas Ethik, praktische Theologie und kirchliche Archäologie waren die Gegenstände. Vom Hebräischen, worin ich sehr schwach war, wurde ich entbunden und ich erfuhr viel Wohlwollen, namentlich von *Neander* und *Ritschl*. Meine Stimmung war eine ganz stille und friedliche. Der leise Zuspruch Gottes an mein Herz in meiner Not, ehe ich ins Examen ging: Fürchte Dich nicht, ich helfe Dir, war durch vieler Freunde Gebet an mir wahr geworden. Es wurde uns mitgeteilt, daß wir bestanden hätten. Getrost ging ich in die Wohnung meines Bruders, wo ich noch einige Freunde fand, die meine Freude teilten und bei einer Tasse Tee ein kleines Dankfest feierten. Auch der liebe Baron mußte am Abend die Freude noch hören. Nun war noch die Predigt zu halten, die nur weniger Schwierigkeiten verursachte, weil ich darin mehr Übung besaß. Freilich äußerte sich der Herr Ober-Konsistorialrat, der von Seiten des Ministeriums ihr beiwohnte: Nun für die Bauern an der Ostsee möge sie gut sein. Auf den Glauben sah der Herr nicht, worauf doch ein *Neander*, *Ritschl*, *Nikolai* vor allein geachtet hatten. Ich genoß die Genugtuung, daß die Prinzeß *Wilhelm*, Graf *v. d. Recke* und andere liebe Freunde zugegen waren und so war ich denn königl. Preußischer Kandidat des Predigtamts. Das mir ausgestellte Zeugnis lautete auf gut bestanden, ja in einzelnen Fächern, wie Deutsche Sprache, praktische Theologie sogar sehr gut. Was wollte ich mehr? Ein praktischer Theologe, der Deutschen Sprache und freien Rede mächtig wollte ich ja sein. Ich schämte mich aber im tiefsten Grunde des Herzens, daß einer der Kandidaten durchgefallen war. Jetzt kann ich behaupten, daß ich seit 40 Jahren in wissenschaftlicher Hinsicht vor vielen Pastoren nach meiner ganzen strebsamen Weise noch vieles nachgelernt habe, so daß mich die große Unwissenheit mancher Pastoren auf dem Gebiete der wahren Theologie in Staunen setzt und ich gar nicht begreifen kann, wie ein Landpastor bei seiner vielen Muse besonders das Schriftstudium so ganz beiseite läßt und darin erkenne ich eine Krankheit des ganzen kirchlichen Zustandes.

Ehe ich nach Pommern abreiste, hatte ich in Berlin Besuche zu machen, die mir für meine künftige Lage so manche kluge Ratschläge zu erteilen sich bemühten, auch mich zum Weiterstudium der Theologie dringend ermahnten, wie *Ritschl*, mit welchem ich späterhin, da er Generalsuperintendent von Pommern war, in so nahe Beziehung trat. Ich nenne noch den biedereren Geheimrat *Nicolovius*, der die ganze Angelegenheit leitete und der war, welcher eine tiefere Einsicht in die Sache kund tat, obwohl ich ihm auch durch Mangel an Klugheit und Lebenserfahrung mancherlei Verlegenheit, ja Not bereitete. Zuletzt hatte ich auch noch eine Audienz bei dem Herrn Minister *von Altenstein* spät am Abend. Vor mir empfahl sich Dr. *Tholuck*, der als Gesandtschaftsprediger nach Rom ging, Graf *v. d. Recke*, der seine Anstalt empfahl und allerlei Volk, das Gesuche bei ihm hatte. Mir wurde eine längere Unterredung gewährt und ich war überrascht, daß Seine Exzellenz eine solche Erfahrung über diese pommerschen, das christliche Leben des Volkes durchdringenden Bewegungen hatte. Er schloß mit der Äußerung: die Herren *von Below*, *Senft* etc. bedenken nicht, daß ich als Württember-

ger solche Erscheinungen mit durchlebt habe. Von *Ribbeck*, als Vertreter des Oberkonsistoriums erhielt ich noch eine besondere Instruktion.

Abschied von der Heimat.

1825.

Ehe ich den fernen Osten Deutschlands, Hinterpommern, als bestimmten Wohnsitz erwählte, wollte ich noch einmal meine lieben Eltern und Geschwister besuchen, ja mich mit meiner Braut in Schlesien im Stolberg'schen Hause trauen lassen. Ich war von allen äußeren Mitteln für die Reise entblößt und auf die Freundlichkeit christlicher Freunde angewiesen oder besser: die Fürsorge meines Gottes hatte schon für Alles gesorgt. Es war im Monat März, wo ich nach Thüringen aufbrach. Ich wurde nochmals zuvor aufs Königliche Schloß zur Prinzeß *Wilhelm* beschieden; sie hatte zwei teure Schwestern am *Rudolstädter* Hofe, denen sie durch mich einige nähere Mitteilungen über das neuerwachte Glaubensleben in allen Ständen in *Berlin* machen lassen wollte. Es waren dies die verwitwete Fürstin Mutter und Prinzeß *Karl*, an die ich Empfehlungsbriefe erhielt. Im Monat März 25 brach ich auf. Es war ein spätes Frühjahr, Schnee und Eis noch überall. Vor Ostern sollte ich schon in Pommern sein. Mit großer Freude trat ich in das elterliche Haus, dem ich mich ja als Pastor designatus vorstellen konnte. *Gustav* und *Friedrich* waren noch in Bunzlau, da die lieben Stolbergs noch immer einen Teil der Pension für sie übernahmen. Auch *Kleophea* hielt sich noch in Schlesien auf, um ihre kleine Ausstattung für eine kleine Pfarrfrau in Pommern in Stand zu setzen und sie fühlte sich sehr glücklich in diesen letzten Monaten, umgeben von Liebe und Freundschaft, während ich so unruhig hin und her geworfen wurde. Von *Thalleben* eilte ich über *Eichenberg*, wo mein Freund Kandidat *Löber* auf seinem Familienmajorat indes Pastor geworden war, nach *Rudolstadt*, wo ich in einem kleinen Kreise christlicher Freunde besonders bei der begabten Stiftsdame verwitweten Frau *von Wurmb* über meine beabsichtigten Besuche bei Hofe die genügendste Auskunft erhielt. War dieselbe ja sehr befreundet mit den beiden durchlauchtigen Schwestern.

Ich hatte diese Reise zu Fuß gemacht wie ein Wanderbursch mit dem Bündel auf dem Rücken, worin ich einen anständigen Anzug verbarg, wandelte aber leicht und fröhlich meine Straße, hatte auch in *Pösenek* einen meiner liebsten Jugendfreunde, den Stadtsyndikus *Gisecke* besucht, der durch seine stets streng sittliche Haltung wohlthuend auf mich eingewirkt hatte. Ich besuchte die Kirche, wo ich auch einen alten Jenenser traf, der als Archidiakonus angestellt war, fand aber kein Verständnis des Evangeliums. Man witterte überall Mystizismus, Übertreibung und da ich die Einladung zu einem Balle mit den jungen Stadtmädchen nicht annehmen wollte, pilgerte ich noch spät bei schönem Mondschein nach *Rudolstadt*, denn ich war ein rüstiger Fußgänger. Spät in der Nacht kam ich hier an und fand in einem bescheidenen Gasthof Aufnahme. In Rudolstadt schickte ich den Brief von Prinzeß *Wilhelm* als guten Boten an die Fürstinnen voraus. Zur bestimmten Stunde stellte ich mich ein und die frische lebendige und so reich gebildete Fürstin Mutter ergoß sich in ihrer geistigen Regsamkeit in unzähligen Fragen über das, was jetzt die bedeutendsten Geister in Berlin bewegte, wobei sie Ströme von Tränen in ihrer Bewegung vergoß, während ihre stillere Schwester andächtig lauschte. Es waren das erhebende Augenblicke.

Ehe ich nach Pommern zu schweren Aufgaben zog, hatte ich noch einmal meine alte thüringische Heimat gesehen, auch vom Konsistorium derselben, dem ich noch einmal meine Dienste anbot, gehört, daß man derselben nicht bedürfe. Es waren versöhnte und dankbare Empfindungen, die mich diesmal auf meinen Wegen begleiteten, und auch auf die einst widerfahrene und jetzt wieder erneuerte Ausstoßung ruhiger hinblicken ließen.

Briefe Baron v. Kottwitz an den Kandidaten A. Zahn.

Altona, 8. Novbr. 1820.

Erst gestern Abend bin ich allhier angekommen und sehe mich daher veranlaßt, erst Sonnabend morgens von hier abzureisen, um Sonntag Abend in *Ratzeburg* zu sein und bis Dienstag früh all dort zu verbleiben. Der Herr ist mit mir gewesen, daß mir nichts gemangelt hat. Ja er ist gut und treu, darum unterweiset er die Sünder auf dem Wege! – O daß mein Leben Seine Rechte mit Ernst hielte! Herr Jesu hier sind beide Hände Dir kindlich zu vertrauen und auf nichts anderes schauen: aufs Neue sei's Dir zugesagt! – Innige herzliche Grüße Ihnen und dem mir innig teuren Kreise, dem Sie angehören

von Ihrem geringsten Bruder
Kottwitz.

Gottorf, den 30. November 1820.

Von Herzen Geliebter!

Mit der Hilfe des Herrn reise ich am 4. Dezbr. von hier ab und treffe am 9. in *Ratzeburg* ein, um den 10. mit Ihnen, den teuren Rosbruks und dem lieben Ahrend uns vor dem Herrn, dem treuen Sünderfreund uns Seiner Gnade zu erfreuen und uns den Bund zu stärken und zu erneuern, – Ihm kindlich nachzugehen, Ihm zu Gebot zu stehen, daß alle Stunden und Tage das Herz uns zu Ihm trage. – Alles Gute ist gut auf seiner Stelle, aber alles ist doch in dem Einen enthalten. Kennst Du Dich in der Natur so recht jämmerlich, ohne alle Kraft zu lieben, Ihm zu leben, der sich für uns hingegen? viel mehr eitlen Widerstrebens, Finsternis voll? Drum ist unser Tun vergebens! – Hast Du Vergebung gesucht und gefunden, durch Jesu Blut? Von Herzen Geliebter, der Herr ist treu und wahrhaftig in allen Seinen Werken! bei Ihm ist die Vergebung. Es geht noch heute Kraft von Ihm aus, zu heilen die zerbrochenen Herzens sind, uns dann wohl und sicher alle Wege zu leiten auf allen Seiten und uns in allen Dingen Sein Licht und Recht uns nahe zu bringen! Aber wir sind noch nicht daheim, wohl aber in einer glückseligen Schule, wenn wir, von Herzen Geliebter, uns Seine Wege wohl gefallen lassen und uns eines stillen Herzens befleißigen, zu merken auf die Rede des Herrn und Herz und Ohr zu verschließen für die Stimme fremder Dinge und alles eigenen Laufens und Willens.

Innig Geliebter, der Herr werfe aus Erbarmen alle unsere Sünden hinter sich zurück und erfreue uns durch die Besprengung mit Seinem teuer vergossenen Blut durch Gnade, Geduld und Treue Tag für Tag aufs Neue, bis daß wir ganz sind zugericht und wir Ihn sehen von Angesicht.

Innige herzliche Grüße den l. Rosbruks und Ahrend. Mit herzlicher Liebe Sie umarmend als
Ihr geringster Bruder
Kottwitz.

Berlin, 19. Dezember 1820.

Inniggeliebter Bruder!

Alles wie es Namen habe, was nicht von Ihm unsern guten und treuen Gott und Heiland zeuget und zu Ihm weiset, sei von uns nicht angesehen.

Auf Ihn und auf Ihn allein sei es gewaget. Herr, ich glaube und will nur Dein mit Leib und Seele sein, mein Denken, Tun und Dichten nach Deinem Willen richten. Wie wir geglaubet, so wird es geschehen, was wir geglaubet, das werden wir sehen.

Berlin, 8. Januar 1821.

Was den Zweck Deines Hierseins betrifft, so kömmts nach meiner geringen Einsicht darauf an, im Menschlichen nichts Göttliches zu suchen. Die Pflege seines Geistes, durch kindliches Wollen und Unterwerfung alles eigenen Wollens, erfahren, leitet sodann in herzlicher Demut und Sanftmut von Klarheit zu Klarheit. Die Wissenschaft auf ihrer Stelle ist nicht nur nicht zu tadeln, sondern alles Fleißes wert. Doch als Wissenschaft allein bleibt sie allzumal nur vor der Schwelle des Heiligtums.

Berlin, 31. Januar 1821.

Von Herzen geliebter Bruder! Der Name des Herrn sei gelobet der so mächtig heilig und wunderbar ist! Wie sehr habe ich Ihre Bekümmernis und Ihre Freude geteilet. Was kann uns im Wege stehen, Ihn mit kindlicher Zuversicht anzusehen, der all unsere Sünde gebüßet und getilget und uns mit seinem Blute Gnade, Freiheit, Licht und Leben aufs neue zugesagt hat? Aber es ist das Herz eine ganze Welt voll Ungerechtigkeit, das ist freilich eine sehr beugende tägliche Erfahrung, aber desto fester und beseligender ist es, an dem Verheißungswort halten zu dürfen, daß der Herr größer ist als unser Herz und immerdar bereit ist, alle Angst und Not zu stillen, die Ihm an uns bewußt und wenn wir uns Ihm ganz vertrauen, selbst schon hinieden, dieses so schwächliche und zertrümmerte Herz, von Zeit zu Zeit mit Fried und Freude zu erfüllen.

Auf Ihr Gestriges, mein herzlich Geliebter, schreibe ich an unseren Bruder Koch, daß er sich mit desto erneuerter Zuversicht an das Verheißungswort halte: „Ich will Dich nicht verlassen noch versäumen,“ als es der Fürst der Finsternis darauf anlegt, Unfriede und Ärgernis auszuführen, um das kleine Häuflein zu schrecken und gegen die allein selige Leitung des ungesesehenen, aber allen in sich armen und verlegenen Sündern innig nahen Helfer, Erretter und Beseliger, Mißtrauen zu erwecken.

Ja unser Herr Jesus Christus ist allen die Ihm vertrauen, wengleich ungesesehen innig nahe und ruft uns tröstlich zu: fürchte Dich nicht, Du sollst bei mir behalten werden.

Empfehlen Sie mich allen Teuren in Ratzeburg, dem l. Menge, den beiden lieben Juristen und den l. Frauen und Geibel in Lübeck aufs herzlichste. – Newtons Kirchengeschichte bitte ich als geringes Andenken zu behalten. Ich freue mich schon recht auf Ihre Anherkunft, und daß Sie bei mir logieren und ich Sie bis Wittenberg begleiten könne. Aber bis dahin, so der Herr will, werde ich auch noch mehrmals nach dem mir so lieben Ratzeburg schreiben.

Wenn Sie den lieben Viethen sehen, so bitte ich ihn herzlich zu grüßen. So bald es sein kann, sende ich ihm das versprochene Hausbuch von Roos. Von Herzen Geliebter, unser Armut ist uns kenntlich, viel Versehen unabwendlich, wenn's der Herr nicht wenden will. Aber was spricht der Mund des Herrn? Ich sehe an den Elenden und der sich fürchtet vor meinem Wort. Siehe innig geliebter Bruder, das ist zum Anbeten und so laß uns mit danken, daß wir uns als arme und schnöde erkennen, vor Sein Angesicht kommen und nehmen aus Seiner Fülle Gnade um Gnade, das reine Herz, den neuen gewissen Geist, stille Einfalt, die kindliche Gestalt – zarte herzliche Liebe und herzliches Andenken für einander.

Dein geringster Bruder
Kottwitz.

Berlin, 10. April 1821.

Innig Geliebter!

Herzlichen Dank für Dein I. Schreiben von mir und von allen die wir Dich innig brüderlich lieben. Der Herr, die Liebe, das Leben, der sich für uns Arme und Schnöde in Not und Tod gegeben zu unserem Leben sei mit Dir und suche Dich unermüdlich mit Seiner Weisheit, Gnade und Treue *täglich aufs neue*. Ja Innig Geliebter, Alles in Händen Er hat und es ist alles klar und offen vor Seinen Augen! Darum Innig Geliebter, sei dies unsere Losung, was man nur kann erdenken, es sei klein oder groß, der Keines soll uns lenken aus Seinem Arm und Schoß. Scheint's dem unmöglich, jenem schwer, so kennen sie nicht Jesu Lehr. Nein Seine Liebe die macht's leicht, daß uns nichts mehr unmöglich deucht. Wir haben uns zwar täglich nach der Wahrheit sehr arm und oft recht schnöde zu fühlen, daher alle gegenseitige Komplimente recht übel angebracht sind, wenn wir aber aufrichtig uns zum Herrn wenden, so erfahren wir, daß Er es ist, der Schwache trägt, alle Schmach abtut, nicht ruht uns wohlzutun, daß. Sein Blut das Herz bewegt, bis daß es nicht mehr schlägt und wir im Frieden ruhn. – Umarme mir meinen Sohn *Händes*. Sprich ihm Mut zu und zeuge von der Liebe des Herrn, von uns zu nehmen, was ihn betrübet – Unglaube, Selbsthilfe, zerstreute Sinne – und uns zu geben, was ihm beliebt, den neuen und gewissen Geist, der Sein Versöhnen preist. –

Deinem I. Vater, Geschwistern die herzlichsten Empfehlungen. Wir freuen uns hier durch die Gnade des Herrn Seiner Gnade und Treue täglich aufs neue und sind selig in der Hoffnung, auch im Drange der Zeit, der Drangsale und trüben Aussichten, daß sich die Menschen immermehr durch den 1000 Künstler blenden und in Finsternis verstricken lassen. – Innig Geliebter, laß uns stille sein und in der Hut des Herrn warten.

Sein Wort, Sein Tod, sein Nachtmahl helf wieder allen Unfall, der heilige Geist im Glauben lehr uns darauf vertrauen und unentweglich bauen.

Ich bitte, schreib mir bald Du innig Geliebter meines Herzens.

Dein geringster
Kottwitz.

Berlin, 2. März 1821.

Warum befiehlt uns der Herr Schlangenklugheit? Weil wir noch fern von der Heimat sind, unbekannt mit den inneren und äußeren Gefahren, die uns auf dem Heimwege bald mit vieler Klugheit, bald durch Reizungen zu den Dingen dieser Welt entgegentreten. Beweisen wir aber in Seiner Kraft Schlangenklugheit, um uns nicht durch den tausendfach blendenden Schein der falschbewährten Kunst, der selbstgefälligen Selbsthilfe und Gleichstellung der Welt auf Abwege verleiten zu lassen und ist die Liebe zum Herrn und untereinander herzlich und nur auf das eine Notwendige, in dem alles andere steht, gerichtet, so werden wir inne werden, welche Segnungen uns auch mit der Weisung: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben – dargeboten sind.

Berlin, 14. März 1821.

Innig Geliebter! Daß wir einen Heiland haben, von dem Kripplein bis zum Grabe! für diesen Einen Gegenstand zu glauben und zu bleiben im Glauben, daß er unbeweglich gegründet, darum wollen wir für einander flehen. Kennst Du das herrliche Lied von Woltersdorf, daß ich einen Heiland habe? Siehe, Er sagt auch zu uns Armen: Ich will die müden Seelen erquickern und die hungerigen Herzen sättigen. Dies wollen wir dankbar auf den Knien dahinnehmen und mit aller Sehnsucht Ihm anhängen, nach Ihm allein bangen, so wird's geschehen. – Die I. Geschwister in Ratzeburg bitte ich aufs innigste zu grüßen. Heute war F. Claudius bei mir, er meinte wegen des Nichttrennens von Johannes: – Er müsse das Schreiben zu spät bekommen haben. Es ist alles nach Maß und Gewicht geordnet. Der Herr siehet mit Erbarmen auf ein jedes nieder. Wer seine Stimme hört – sich stille zu Seinen Füßen setzt, der wird ergötzt und Ihm aufzutun zu hören die Stimme Seines Wortes, also nicht unsere Worte und Bildungen, zu dem will Er eingehen und das Abendmahl mit ihm halten. Was ist dies? Es ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt, es sind die offenen Liebes-Arme, des der sich zu den Sündern neigt, der, wenn das Herz ihn ansieht, voll Mitleid und Erbarmen glüht. Der Herr mit Dir, innig Geliebter, Ihn glücklich zu lieben und in kleinen Treuen Dich zu üben und mit Deinem Dich zärtlich liebenden aber wahrlich in sich sehr geringer Bruder

Kottwitz.

Berlin, 24. Juli 21.

Inniggeliebter Bruder!

Mich verlangt nach Nachrichten von meinen Geschwistern in Ratzeburg und Lübeck, die ich alle sowie den lieben Menge aufs herzlichste zu grüßen bitte. – Was hat es veranlaßt, daß ich den I. *Johannes Claudius* in Ratzeburg nicht umarmen konnte? Innig Geliebte Geschwister in *Ratzeburg*, lasset uns anhaltend zu unserem Gott und Heiland bitten, daß Er uns nach Seinen Sitten leiten möge auf allen Tritten und nur Ihn recht verstehen. – Das Gesetz richtet nur Hader an, wenn aber die Liebe unsers Herrn das Herz reiniget und heiligt, dann hält es aus Dank für Jesu Tod auch mit Freuden sein Gebot, denn sein Blut hat die Macht, daß es Kräfte schafft. Innig geliebter Bruder! Wir wollen, so wie wir uns fühlen, in Seine Arme fallen und um das unentwegliche Vertrauen bitten, Ihn mit aller unserer Macht – in allen Dingen – zu umfassen Tag und Nacht. – Er heißt Rat, Wunderbar, ewig Vater, Friedefürst. – Dünkt's dem unmöglich, jenem schwer, so kennen sie nicht Jesu Lehr. Seine, Seine Liebe die macht's leicht, daß uns nichts mehr – die ausharrendste Geduld, Nachsicht mit Schwachheiten, ja wohl Eigenheiten der beschwerlichsten Art – unmöglich deucht. Innig geliebter Bruder! Am 13. d. rief der Herr meine Tochter aus dieser Zeitlichkeit, aber um Seines Bluts willen in Seinen Arm und Schoß. Denkt Ihr lieben Geschwister in Liebe Eures in der Tat geringen alten Bruders, daß er sich still beugend vom Herrn trösten lasse. Schon so lange walle ich hienieden! Was sollte ich sein und wie habe ich mich dagegen noch so unganzen zu fühlen. – Dürfte ich nicht die Geduld meines Herrn für m. Seligkeit achten, ich müßte sie gänzlich entbehren.

Nun aufs neue sei's Ihm zugesagt, dem Gnädigen und Geduldigen, nur Ihm zu huldigen. Mit zärtlicher Liebe

Ihr geringster Bruder

Kottwitz.

Berlin, 18. Sept. 21.

Inniggeliebter Bruder!

Ja es ist gut auf den Herrn vertrauen, denn in Ihm ist Leben, Heil und Frieden uns beschieden! – und was kann uns abhalten in Seine Arme zu eilen, ohn Verweilen? Ist er nicht gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist? Rufet Er nicht alle Mühseligen und Beladenen? – Inniggeliebter Bruder, nichts ist schöner anzusehen, als der Sohn der Liebe; o daß jedes zu ihm zu gehen, seinen Geist erhebe; sollte nicht das Gesicht aufs Erlösers Beulen auch den Kränksten heilen? – Halleluja Seinem Jesusnamen jetzt und ewig Amen! – Was die wichtige Angelegenheit Dich mein geliebter Bruder angehend betrifft, so ist es uns zwei Brüdern vor dem Herrn klar geworden. Du sollest drum nicht sorgen, sondern es durchweg dem Herrn kindlich befehlen und stille sein. – Dann wird entweder eine Annäherung zum Herrn – ich will mich meinem Gott, Schöpfer und Erlöser nicht länger vorenthalten – stattfinden, oder eine ausgesprochene Niedrigkeit gegen den Herrn, so daß Du nicht im Zweifel in Ansehung Deines Entschlusses und Deiner Verpflichtung beharren dürfest.

In wenigen Tagen reise ich nach Schlesien, und gedenke etwa den 20. November wieder zurück zu sein. Willst Du mich in dem Zeitraum 18.-28. Oktober in Glatz über Breslau in Schlesien mit einem Schreiben erfreuen? Hast Du Freudigkeit dazu, so tue es flugs und fröhlich. Lieber Bruder, wie steht geschrieben? Ich bin der Herr der Alles tut. Siehe in meinen Händen habe ich Dich gezeichnet! Liebst Du mich? – Drum laß uns einzig dafür sorgen an jedem Tag an jedem Morgen: Herr Jesu nimm uns hin in Deine Arme, wir rechnen einzig nur auf Dein Erbarmen, nichts soll uns lieber sein durchs ganze Leben, als Dein Herz zu erfreuen und Du wollst's geben. Hier und da wo seine Kinder wohnen, läßt er, des Güte kein Mund ausspricht, Gnad' und Liebe thronen. Die Welt und was der Welt gefällt, geht uns nicht an, wir wandeln auf der schmalen Bahn, mit Freuden, Ihm zu lieb. So möcht' ich es gern, doch bin ich noch fern von diesem erwünschten Ziel. Ihm alleine mit voller kindlicher Zuversicht anzuhängen und nur nach Ihm zu bangen.

Ich werfe mich darum in die Arme voll Geduld und Gnade und Erbarmen gegen alle, die zu Ihm nahen, Gnad' und Fried' zu empfangen.

Mit herzlichster Liebe

Dein geringster Bruder

Kottwitz.

Der liebe Händes – der Name des Herrn sei gelobet, ist wohl und froh und uns zu wahrer Erbauung und Besserung.

Berlin, 29. Oktob. 21.

Von Herzen Geliebter, welch Los ward uns zu Teil! Mit unaussprechliche Gnade und Treue sind wir vom Herrn gesucht worden, um uns zu erretten aus aller Macht der Finsternis und des Verderbens. – Und alle Anforderung dafür: Liebst Du mich? Sollt ich meinem Gott nicht singen, nicht das ganze Herz zum Opfer bringen? Von Herzen Geliebter! Dies sei unserer Tage Werk: Seinen Tod verkündigen und uns an seinem Leichnam zugleich entsündigen und heiligen. – Er allein soll es sein, unser Gott und Herr, Ihm gebührt die Ehre!

Berlin, 4. Januar 1822.

Innig geliebter Bruder!

Nur erst vor kurzer Zeit bin ich von meiner Reise auf dem Schlesischen Gebirge an der Mährischen und Böhmischen Grenze, nachdem ich an 160 Meilen zurückgelegt hatte, zum Preise des Herrn, der die Elenden gern erfreut, froh und dankbar zurückgekommen. Ja Seiner Wohltat ist so viel sie hat weder Maß noch Ziel. Wollte ich sie zählen, so wäre ihrer mehr als des Sandes am Meer. Er tut, was die Gottesfürchtigen begehren, er hört ihr Schreien und hilft ihnen. Wird des Vergebens nicht müde, schützt, segnet und begegnet mit Seiner Gnade, Geduld und Treue Tag vor Tag aufs neue. So hast auch Du es erfahren mein innig geliebter Bruder, darum wollen wir unsern Bund in meiner Kraft erneuern, von nichts zu wissen als Ihn zu erfreuen. Halleluja! Dein I. Briefchen ist uns allen, die wir Dich herzlich grüßen, so willkommen, als erfreulich gewesen. Unser Kreis hat sich seit Deinem Hiersein mit einigen Holsteinern und aus Mähren vermehrt, dagegen durch den I. N., der jetzt in Kiel ist, vermindert. Am Sonntag vor Weihnachten hielt *Tholuck* mit vieler Angelegenheit den Abendsegen in der Anstalt und will ihn übermorgen wieder halten.

Am letzten Sonntage hielt ihn der I. innige *Simonson*. Von Wernigerode, Ratzeburg, Stechlitze, Groß-Gieritz und aus dem Holsteinschen sind nur sehr erfreuliche Schreiben zugekommen. Sein Wort läuft schnell, laß uns daher um so mehr Schlangen-Klugheit und Tauben-Einfalt erleben und beweisen. – Die Welt und was dem Fleisch gefällt, hat dafür keinen Sinn und steht unter der Geduld des Herrn; dies soll uns bewegen Geduld und Liebe zu beweisen, vorsichtig und stille zu sein, bis die Stunde ihrer Heimsuchung schlägt. Im Bruderkreise dagegen gelten offene herzliche Mitteilungen und die zarteste Auffassung, damit des Verständnisses am Geheimnis Christi mehr und des Mißverständnisses weniger werde. Was Deinen alten schwachen Bruder noch besonders angeht, so darf ich Dir nicht verschweigen, daß er im Ganzen noch immer mit viel Ängstlichkeit wegen noch so großer Unganzheit behaftet ist; ich traue es aber meinem barmherzigen Hohen-Priester zu, er werde das aus lauter Gnade in mir angefangene Werk nicht liegen lassen, damit ich einst meine Lust an seiner Gnade sehe und kindlich gerne zu ihm gehe. Siehe, innig geliebter Bruder, so schwach steht es noch mit mir und ich darf es nicht leugnen, es könnte und sollte, da ich vermöge meiner Jahre dem Grabe so nahe bin, wohl besser stehen. – Das rein ab und Christum an: das ist's, woran es noch fehlt. Ich muß noch mehr auf dieser Erden durch seinen Geist geheiligt werden, der Sinn muß tiefer und liebender in Ihn gehen, der Fuß sollte unbeweglich stehen. Herr wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Schone daher meiner Schwachheit, überschätze mich nicht und denke meiner vor dem Herrn. Ganz Ihm zum Lohn der Schmerzen, Ihm mit dem ganzen Herzen.

Was die gewisse Angelegenheit betrifft, so fehlt es mir an Einsicht und Weisheit, um Dir mit Freudigkeit zu raten, was mir dabei einfällt ist folgendes: – Der Herr sieht das Herz an und hat Dir Deine anscheinende Rauheit gewiß alsbald vergeben und allem Schaden gewähret.

Ist es im heiligen Rat der Wächter bestimmt, so wird es Dir ganz klar werden, wie Du in dieser wichtigsten Angelegenheit des Lebens zu seiner Zeit zu handeln hast. – Rede nur nicht drein und sei kindlich stille.

Grüß nur Deine Lieben! – Der Herr mit Dir für und für! – Ohne Ihn ist Alles nichtig, er macht's Leben wichtig! Mit der herzlichsten Bruderliebe

Dein geringster Bruder

Kottwitz.

Berlin, 9. März 1824.

Durchs Gedränge von außen und innen, es geht nicht anders, wenn aber nur Willigkeit da ist, die Hand zu geben, so dauert es kaum Augenblicke und wir sind wieder im Glauben, daß sein Joch sanft und seine Last leicht und nur durch Mißtrauen an Sein Nahesein zu schwerer Last werde. --

Glatz, 20. Oktober 1822.

Innig Geliebter!

In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Ich lebe und ihr sollt auch leben. So ist's innig Geliebter, und wir werden Ihn noch besonders für die Züchtigungen und Trübsale hinieden im höheren Chore loben und preisen. Es schrieb Jemand an die selige Gräfin Stolberg, was wir hier für Leiden achten, werden wir dort als Gnaden erkennen. Ich fühle mich angeregt wegen Buntzlau das vor einigen Tagen von Hennig erhaltene Schreiben beizulegen. – Der Herr lenke es nach Seinem Willen. ----

Ich habe es hier etwas schwer, aber ich habe nicht zu klagen, sondern im Staube dafür anzubeten, denn ich lernte mich gründlicher kennen und so wird es auch mir nach dem Worte der göttlichen Erbarmung und ausharrender Geduld bestätigt, da dieser Elende – arm, blind und bloß – rief, hörte der Herr, Er errettete ihn aus aller seiner Furcht. Ach daß Ihn zu ehren, all meine Blutstropfen geheiligt wären! ---

Wohl allen die auf den Namen des Herrn vertrauen, der Herr suchet! Ja Er ist der Herr der alles tut und nicht ruht, Er habe es denn zu Stande gebracht. Nun es freue sich jeglicher Seines Volkes, und tröste sich des, daß wir in der Ewigkeit werden beim Herrn sein allezeit.

Berlin, 6. Juni 1823.

Innig geliebter Bruder!

Der Herr mit Dir für und für! Wohl uns, innig geliebter Bruder, des treuen guten Herrn, dem's Ärmste wichtig bleibt und der auch etwas wenigens auf Seinen Zettel schreibt. Im Gefühl meiner Armut und Schnödigkeit, – ich müßte verzagen, wäre Sein Herz nicht unaussprechlich gut. – Und was können wir Ihm geben als Treue im Kleinen und das sieht Er also an, als wäre es Ihm getan. Drum sei und bleibe es unser Ein und Alles Ihm uns lassen ganz und gar, nichts wollen und nichts tun aus eigener Wahl. Er ist der Herr, der alles tut und nicht ruht, Er habe es denn zu Stande gebracht.

Mein Aufenthalt allhier gereicht zu meiner tiefsten Beschämung. Der Herr hilft durch alle Schwierigkeiten und auch durch all Schwächen in gläubiger Ergebenheit mit Sieg und Segen brechen. Auch hat es Ihm in Gnaden gefallen, mich also herzustellen, daß ich mich wie Verjüngt fühle und die Beweist des Erbarmens und der Liebe der Geschwister – o möchte ich solcher Gnaden mich recht dankbar bezeugen! mich tief im Staube beugen, Ihm schweigen und in Tun und Ruhe nur von Seiner freien Gnade fröhlich zeugen.

Von Herzen Geliebter!

 Sein Name sei uns ein festes Schloß, dahin gedrängt wir fliehen! Herr nimm uns auf in Deinen Schoß, wer kann uns Dir entziehen. Der Geist, den nichts gefesselt hält, – durch Dein Blut befreit und in Dir erneut, entschwingt sich jauchzend einer Welt, die nichts als Lug und Trug enthält.

 Berlin, 22. Februar 23.

Innig Geliebter!

 Der I. Strauß ist uns hier ganz besonders zum Segen und es wird hier zum Preise des Herrn so licht, als befänden wir uns im Lande Gosen. – Der Herr regieret; Er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, und so wollen wir im Gefühl unserer Armut und Schnödigkeit uns tragen lassen, Ihm kindlich nachzugehen, Ihm zu Gebot zu stehen, daß alle Stund und Tage das Herz zu Ihm es wage.

Was uns unmöglich scheint, ist das Geringste Seiner Werke. Er erhöret Gebete und wird es Sie, mein innig Geliebter, noch in Wasserthalleben und in den bängsten Kümernissen, wenn seine Stunde schlägt, also erfahren lassen.

Der Name des Herrn sei gelobet!

 Glatz, 24. März 1824.

Von Herzen Geliebter!

 So lang ein Herz nicht Jesum hat, so hat es keinen Gott und also weder Licht noch Kraft, schwebt nur in Zweifel und in Nacht.

In Breslau ist mir unbeschreiblich wohl geschehen. O daß ich die Segnungen Seiner Erbarmung, des Naheseins gegen Seine ärmsten Kinder im stillen dankbaren Herzen festhalten möchte.

 Das Begräbnis von N. war das elendeste, tollste Formenwesen – und doch sah ich ähnliches empörendes Heidentum in der Breslauer Domkirche und nun wird doch von mehreren M., welche das unverantwortliche Konkordat geschlossen, *die Römische Kirche mit der entschiedendsten Benachteiligung der evangelische Kirche* begünstigt! – Die Römischen Seminarien werden aufs splendideste dotiert, während unser Seminar zu W. ungeachtet alles Rühmens zurückgesetzt, und also gestellt wird, daß man die Zweideutigkeit einer afficierten Gemütlichkeit greifen kann. Von Below habe ich ein sehr liebes Schreibelt und Hoffnung, daß mein innig geliebter A. dort Prediger werden dürfte. Drum sollen seine Kinder für sich nicht sorgen, nur wachsam und umgürtet sein. – Der der heut lebt, der lebt auch morgen. Sein Geist ist immer gleich gesinnt, zu dieser Herzenstür stehe unser ganzer Sinn. Herr Jesu sage Amen.

Ihr Sie zärtlich liebender
 Kottwitz.

Am 29. Mai 1824.

Von Herzen Geliebter!

Der Name des Herrn unsers Gottes und Heilandes sei für die herrliche und sanfte Vollendung Seines Dieners und der uns allen durch seinen Glauben, Liebe, Demut und Sanftmut vorleuchtet, im Staube angebetet! – Empfehlen Sie mich, von Herzen Geliebter, Graf Anton, Gräfin Ernestine und Antonie und allen mit der innigst teilnehmendsten Angelegenheit. –

Ich bitte und flehe, daß nur die Erinnerung an den acht christlichen Wandel und die Worte der Liebe des selig Vollendeten nie und nimmer entschwinden, sondern mächtiglich bewegen, den ungetheilten Willen dran zu geben, der himmlischen Berufung ganz zu leben.

— — — — —

Glatz, 22. Juli 1824.

Endlich, von Herzen Geliebter! aber nun auch um so beschämter, daß der Herr die Wege bahnt und froher und sicherer kann ich meine Reise nach Berlin antreten, um meine armen und lieben Brüder wieder zu sehen und mit ihnen den Bund zu stärken, den Herrn, der sich zu unserem Leben in Not und Tod gegeben, ganz zu vertrauen, und auf nichts fremdes, wie es auch glänze und töne, fortan zu kommen. Das Getön des Reiches Gottes ist sacht, wenngleich sein Wort die Felsen – steinharte Herzen die nichts fühlen bei Jesu Leid und Schmerzen, zerwirft – und doch verbirgt sich dasselbe. Das Reich Gottes ist inwendig, stilles Hören auf des Geistes Lehren und durch stillen Wandel zeugen, wem das Herz zu eigen. Ich reise Übermorgen mit der Hilfe des Herrn von hier nach Schweidnitz, den 25. Dez. nach Landshut, den 26. nach Hirschberg ins deutsche Haus und bleibe dort bis zum 29. Nun wünsche ich herzlich, daß ich wie andere die Freude haben möchte, den teuren verehrten Kreis, dem ich mich hochachtungsvoll und innig empfehle und meinen I. Bruder Adolf wieder zu sehen. Wohl uns, daß wir sind Seine und wollen keines anderen sein. Herr gib's Gedeihen!

Berlin, 9. Oktober 1824.

Von Herzen Geliebter!

Der Herr macht Bahn von allen Seiten! Dazu gehört vielleicht auch, daß ich den 19. dieses über Jannowitz nach Glatz reise und unter dem gnädigen Beistand des Herrn den 15. November in Liegnitz eintreffe und wenn mein I. A. den 15. oder 16. daselbst eintrifft, den 17. mit ihm nach Berlin returniere.

Laß uns nur nehmen aus seiner Fülle Gnade um Gnade, Ihm schweigen, Ihm dienen und ruhn! Nichts ist schöner anzusehen als der Sohn der Liebe, und daß ganze Herz stets an Ihm bleibe. Er schenket uns täglich Gnade an Ihn zu glauben, zu lernen und zu bleiben in herzlicher Demut und Sanftmut und dann auch erweckliche Beweise Seiner Wunder zu schauen. Mit herzlicher Liebe und Begrüßung an *Cleophea*.

Dein allergeringester Bruder

Kottwitz.

Ein Brief von von Wilhelmine von der Heydt

an Anna Schlatter

über ihre Reise nach Schlesien.

In Christo Jesu, unserem hochgelobten Herrn, herzlich geliebte Freundin und Schwester!

Seit meiner Rückkehr von *Berlin* dachte ich viel daran, Dir für Dein wertenes Brieflein zu danken und zugleich Deinem und meinem Wunsche gemäß Dir einige Nachricht von meinem Besuch bei Deinen I. Töchtern zu geben und ich saß schon etlichemal in Bereitschaft, die Feder in der Hand, um dieses Vorhaben auszuführen, wurde aber jedesmal gehindert, weil nach der langen Abwesenheit teils überhäufte Bewillkommungs-Besuche, Erkundigungen nach *Strauß*, nach dem Reiche Gottes etc., teils auch häusliche Beschäftigungen meine Zeit mehr als gewöhnlich in Anspruch nahmen und solche ganz besetzten bis an den Abend, wo meine schwachen Augen zum Schreiben unbrauchbar sind, das Ausruhen aber um so köstlicher. Diese Veranlassungen und wirklichen Ursachen des Aufschubs meiner christlichen Mitteilung berühre ich Dir gern, weil Du billig die Erfüllung dieser angenehmen Pflicht früher erwarten konntest – und nun, liebe Anna, liegt meiner Erinnerung eine Einleitung zu meiner unvergeßlichen schlesischen Reise am nächsten, die Dir hoffentlich nicht unangenehm sein wird. Von meiner Jugend her hatte ich nämlich ein besonderes Interesse für Schlesien wegen der geographischen Geschichte des Riesengebirges, fruchtbarer Ländereien, Schafherden und großartiger Gegend – seit meiner Begnadigung wurde ich recht gesegnet mit gottseligen Dienern des Evangeliums (in Schriften aus dem ehrwürdigen Altertum), die in Schlesien vom Namen des Herrn predigten und dazu kamen späterhin manche belebende Erzählungen von christlichen Reisenden, die einen tiefen Eindruck auf mich machten, vorzüglich, was ich vom vielverehrten Grafen *Reuß* vernahm, auch von Herrenhut und den übrigen dortigen Brüdergemeinden. Sobald ich Deine I. Töchter in Schlesien wußte, bekam mein Andenken dahin noch viel mehr Nahrung und es kam mir oft ungesucht ein leises Ahnen, daß ich wohl einmal die Reise in die herrliche Schöpfung Gottes machen würde. *Strauß*' Ruf nach Berlin bestärkte solche Gedanken und ich wurde im Geist eigentlich mehr nach Schlesien gezogen als in unsere Hauptstadt, von der ich, ungeachtet der erfreulichen und erwünschten Nachrichten, gewissermaßen Scheu habe. Die zärtlich liebende Hannchen bestand den Abschied von mir mit mehr Mut und gesetzter Ergebung in des Herrn Willen, als der lebhaft empfindende *Strauß*, der auch freilich in Hinsicht der Gemeine mehr Ursache hatte, mit zerrissenem, verwundetem Herzen zu scheiden. Unsere junge Pastorin wurde von allen Seiten bewundert und auch ich mußte mich vor ihr schämen, aber daß diese ihr geschenkte Fassung nicht Fühllosigkeit war, bewies sich, nachdem der sie begleitende Vater sie verlassen und sie sich in der weiten Ferne nun ohne ihre Eltern sah, an denen sie außerordentlich hängt. Im vorigen Jahre bekamen die drei Kindlein die Masern und da wurde mein Mutterherz so lebhaft ergriffen, daß ich anfing, es schamhaft zu finden, Hannchen nicht in der Pflege zur Hilfe und Trost sein zu können. Der erste Enkel schon, unser hoffnungsvoller kleiner Friedrich, erregte stark genug das Verlangen, hinzureisen, wozu ich von dort und hier dringend aufgefordert wurde. Der unbekannt weite Weg hatte keine Schwierigkeit für mich, wie es auch keine Verleugnung für meine Natur ist, manches zu entbehren, was ich auf meiner lieben Stube durch die Barmherzigkeit Gottes genieße, aber im Innern wurde mir's ernsthaft, mit Mose zu beten: „wenn Dein Angesicht nicht mit mir ziehet, so führe mich nicht von dannen,“ und der Herr war so herablassend gnädig, nur auf eine ausnehmende Weise die Versicherung zu geben, daß Er mich im Lichte seines Antlitzes hin und her geleiten werde. O, ein treuer Gott, wo sollte ich anfangen, wo endigen, wenn ich die *wissentlichen* Segnungen und

Wohltaten Dir namhaft machen wollte! Mein lieber Mann sorgte für Bequemlichkeit und ließ mich mit unsern Pferden reisen, wodurch ich bei der Vorsichtigkeit und Treue unseres geschickten Kutschers sehr angenehm reiste und der Herr war so liebevoll erhörend, daß ich außer einem Dienstmädchen, das ich nach dem Willen der Meinigen mitnehmen sollte, mich allein in den Wagen zu setzen den Mut hatte. O, was könnte uns Widriges begegnen, wenn seine Allmachtshand beschützt und was würden viele Menschen helfen, wenn ein Unglück geschehen sollte!

Unterwegs war ich an Kinder Gottes empfohlen, deren Bekanntschaft mir sehr köstlich ist in der Gemeinschaft des Geistes und am Vorzüglichsten beseligte mich der stille Umgang mit Christo in Gott, bei erwünschter Witterung unter der freien Himmelsluft, die bei solcher fahrenden Bewegung einen so wohlthätigen Einfluß auf meine schwache Hülle macht, daß ich dadurch auch gemüthlich erheitert werde. O, wie verherrlicht sich die erbarmende Gnade, wenn sie uns unsern Seligmacher in seinem Opfer verklärt und Offenbarungen in seinem Wort gibt, die nie Menschenweisheit erforschet, sondern nur der Geist, der in Gott ist.

In *Berlin* wurde ich unbeschreiblich überrascht im Leben und Weben einer jungen Gemeinde von Gläubigen, wo sich alles um die arme Sünderschaft und Gnade in Christo bewegt – ich wußte oft nicht, wie mir war und wohin ich versetzt wurde; mein teurer *Strauß* und sein Hannchen entlockten mir Dank- und Freudentränen wegen der Bewirkung des Herrn in ihnen und es konnte unmöglich anders sein, als daß ich mich heimatlich dort fühlte und in Beugung vor dem Hirten und Bischof unserer Seele zerfloß, der mich da auf die süßeste Weide des Evangeliums führte und mich beschämend in die erste Zeit meines Glaubenslebens zurückblicken ließ.

Der liebe, alte *Jänicke* ist seinen geistlichen Kindern kein Zuchtmeister, sondern ein Vater in Christo. Seine liebliche Einfalt und Demut spricht in seinen Predigten originell in der Gnadenwirkung des heiligen Geistes und bei ihm erweist es sich mehr als gewöhnlich, daß das Evangelium nicht auf Menschenweisheit, sondern aus Gottes Kraft stehet. Außer diesem ehrwürdigen Greis ist auch der teure Baron von *Kottwitz* ein Pfeiler in dem innern Tempel Gottes. Von ihm und der Frau von *Dörnwitz*, deren Bekanntschaft und Umgang ich mich auch in Berlin erfreute, vernahm ich, daß sie mit zu Deiner großen Korrespondenz gehören. Diese geschätzten Beide nebst mehreren in Schlesien bekannten Lieben ermunterten mich angenehm zu einer Reise dahin und dem teuren *Strauß* war die Begleitung um so erwünschter, weil er sich nicht wohl befand und wirklich angegriffen war von den ermüdenden, kopfanstrengenden Professorarbeiten, die er mit großem Ernst und Gewissenhaftigkeit im Segen des Herrn betreibt und wobei ihm die körperliche Bewegung fehlt, an welche er früher gewohnt war. Auch *Hannchen* nahm meinen Vorschlag zur Begleitung mit Dank zum lieben Gott an, da sie wegen der Pflege kranker Kinder viel gelitten und so begaben wir uns, *wahrnehmlich* vom Herrn dazu begünstigt, auf den Weg nach *Peterswaldau* hin. Unser lieber Baron *Kottwitz* reiste mit einigen Brüdern einen Tag voraus und wir fanden in jedem Absteigequartier nicht nur ein von der zartesten Liebe diktiertem Briefchen, sondern auch die Herberge so bereitet, daß uns nichts als schämen übrig blieb. In *Schweidnitz*, der letzten Station, erwartete uns unser Baron und seine liebe Gesellschaft, auch der Stallmeister des Grafen *Stolberg* war da mit einem liebevoll einladenden Schreiben und auf der Grenze empfing uns der geehrte Graf selbst, um uns in *Peterswaldau* einzuführen, wo ich unter mehreren Gotteskindern Deine geliebte *Kleophea* zuerst mit gerührter Seele umarmte. Sie hat Dir vielleicht etwas mitgeteilt von den gesegneten Tagen, die wir im warmen, hellen Schein der Gnadensonne da verlebten. Der alte, verehrungswürdige Graf machte einen tiefen Eindruck auf mich wegen seiner Demut und Einfalt; Graf *Anton*, daß es ihm rechter Ernst ist, ganz des Herrn zu sein; Gräfin *Ernestine* als eine Dulderin, die in Läuterung steht, Gräfin *Antonie* wegen ihrem treuherzigen Sinn, Kandidat *Zahn* als ein inniger Jünger Jesu – kurz, ich muß-

te mit Petrus ausrufen: hier ist gut sein, und obwohl unser guter Hirte besser weiß wie wir, „daß es uns nicht heilsam sein würde, immer im lichten Glanz auf Tabor zu bleiben“, so mögen wir doch um ein dankbar gebeugtes Herz bitten, wenn Er uns auf grüne Auen und zu frischem, lebendigem Wasser führt und wohl gar auf angenehme Ruheplätzchens *hinlagert*, nichtwahr, Geliebte in dem Herrn? Die gottesdienstliche, einfache Einrichtung der gräflichen Familie war uns köstlich wohlthuend, und ich konnte nicht anders, als mich darüber freuen, daß unsere liebe *Kleophea* nach der guten Hand unseres Gottes in seiner allergnädigsten Vorsorge dorthin gebracht ist und was mehr sagen will, im klaren Genuß und Segen des Evangeliums da gebraucht wird als ein Werkzeug zu Lobe der herrlichen Gnade und Preis des Namens Gottes. Ich fand sie im Ganzen wie ihr Bild aus ihren Briefen vor meiner Seele stand – lebhaft an Geist und Empfindung; übrigens war die kurze Zeit zu mannigfaltig besetzt und die christliche Gesellschaft zu zahlreich, als daß ich von ihrer Gemütsverfassung und Führung viel urteilen konnte.

Breslau war eigentlich wegen dem eilenden *Strauß* sehr außer dem Wege der fernen Reise ins Gebirge und ebenso *Herrenhut*, aber ich konnte es doch nicht übers Herz bringen, die Gegend zu verlassen, ohne die teure *Anna* gesehen zu haben. Graf *Anton* hätte gern veranstaltet, daß sie dahin gekommen wäre, wenn nicht *Gröbens* einen Familienbesuch gehabt; er meinte, Deine liebe Tochter müsse von *Breslau* weg und schien es so ernstlich zu wünschen, daß er mich dringendst aufforderte, mir den weiten Umweg trotz der damaligen Hitze gefallen zu lassen, welches ich dann auch mit liebendem Verlangen befolgte. O, wie erquickte ich mich an dem innigen kindlichen Sinn unserer *Anna* und eröffnete ihr erst allein, daß ich sie sehr gerne mit zurücknehmen würde, wenn sie dort die Luft nicht vertragen könne und wegen Kopfschmerzen den Lehrunterricht nicht fortzusetzen geneigt sei; sie habe Zeit, es ihren Eltern vorzustellen und auch den lieben *Gröbens* und wenn es dann mit allseitiger Bewilligung geschehe, so würde ich ihr von *Berlin* nähere Nachricht von meiner dortigen Abreise geben und sie sehr gerne in meiner Gesellschaft haben, damit sie wechselsweise bei der I. *Babette* und mir erwartete, wie es mit ihrer Gesundheit ginge und was der Herr weiter für sie lenken und regieren würde. Aber sie sagte wiederholt, daß es ihr nach vielem Kampf und Gebet mit kindlichem Vertrauen klar geworden, sie müsse wenigstens diesen Winter noch dort bleiben, welches der liebevolle Graf *Gröben* auch wünschte, die Gräfin aber war willenlos. Nun fügte es der Herr, daß die I. *Anna* alsbald nach meinem Dortsein von ihrem Bruder eine Aufforderung erhielt, ihn zu unterstützen, und ich freute mich deswegen, daß sie also eine Aussicht hat, zur ferneren Versorgung, wenn sie nicht länger als bis ins Frühjahr dort bleiben sollte. Du wirst übrigens als Mutter wissen, was Du für sie am geeignetsten hältst, weil ich meisteils durchaus nicht weiß, welche Beschäftigung sie bei dem Bruder haben würde. Mit der Haushaltung scheint das geistreiche Mädchen ziemlich unkundig zu sein, auch ist sie zart, leidet ohne Zweifel mehr, als sie sagt und da gönne ich ihr eine ihren wenigen körperlichen Kräften angemessene Beschäftigung. Was den Seelenfrieden dieser Deiner, meinem Herzen so nahen Töchter in Schlesien betrifft, da maße ich nur keineswegs an, darüber zu urteilen und habe auch keine Beobachtung deshalb angestellt, wie ich pflichtmäßig würde getan haben, wenn ich Deine Aufforderung früher bekommen hätte (vor der Reise). Nichtsdestoweniger begehre ich mit Dir sowohl für uns und unsere Kinder, ja für alle Menschen zu leben, so viel der Herr Gnade verleihet im Geist des Glaubens und dabei spüre ich meisteils am allerdeutlichsten, daß der Glaube wohl oben ansetzt von den Dingen, die der Freimacht Gottes angehören und sehr bei ihm zu erwägen, daß Niemand etwas nehmen kann, es werde ihm denn gegeben vom Himmel und so der Glaube vor Allem zu den guten und vollkommenen Gaben zu rechnen ist, welche herabkommen, von oben herab vom Vater des Lichts – nicht wahr, Du liebe Schwester? Sieh', deswegen drang sich mir bei Deiner Bitte unwillkürlich auf, daß ja auch *Kleophea* und *Anna* nicht ausgenommen sind, Feinde zu haben, die uns in der heiligen Schrift so mächtig, listig, betrüg-

lich und gefährlich geschildert sind, daß der Heidelberger Katechismus nicht zu viel sagt: „weil der Teufel, die Welt und am meisten unser Fleisch und Blut nicht aufhören, uns anzufechten, so wollest Du uns erhalten und stärken durch die Kraft des heiligen Geistes, daß wir ihnen mögen festen Widerstand tun und in diesem geistlichen Streit nicht unterliegen, bis wir endlich den Sieg vollkommen behalten.“ O, und was haben diese drei Hauptfeinde für ein großes Heerlager von Helfershelfern und Verbündeten, die uns auf allen Seiten versuchen anzugreifen. *Kannst Du* also die geistlichen Feinde Deiner l. Töchter bestreiten, so wird die Wirkung *darum* ja nicht geringer sein, wenn Du nicht weißt, namhaft zu machen, was unter den unzähligen Feinden alles in ihnen zu bestreiten ist. Was *mich* betrifft, da bekenne ich Dir gern, daß es *für mich* keinen größeren Trost gibt, als in der Bewahrung Gottes zu sein, und da wir durch den Glauben zur Seligkeit bewahret werden, so erflehe ich durch Gnade allen Kindern samt und sonders *diesen Geist des Glaubens* in immer reicherm, völligerem Maße. Wohl uns, daß Jesus gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören; ob die alte Schlange, der Drache und Satanas also gleich einem brüllenden Löwen oder als ein Engel des Lichts zu uns kommt, so haben wir die Anweisung, womit wir ihn wegzagen – ob er auch einen großen Grimm hat. Sind wir mit dem Schild des Glaubens versehen und in der rechten Fassung, o, dann bewahren wir uns *so* in der Kraft des Glaubens, daß der Arge uns nicht *antastet*: der *Glaube* ist es, der die Welt überwindet. Welch ein Glaubenskapitel Ebräer 11! Der Herr erleuchte unser Verständnis und da Er die *Herzen* auch allein durch den *Glauben* reinigt, so werden wir in der *Erfahrung* dem Worte Gottes beistimmen, daß nichts gilt als der Glaube, der in der *Liebe* tätig ist. Wohl mag Jesus darum sagen: „alle Dinge sind möglich dem *Glauben*, *alles*, was ihr bittet im Gebet, so ihr *glaubet*, so werdet ihr es empfangen.“ Ja Herr, Deine Augen sehen nach dem Glauben, lehre uns mit Deinen Jüngern beten: Herr, stärke uns den Glauben und wirke denselben in uns nach der Wirkung Deiner mächtigen Stärke, die Du gewirket hast in Christo, da Du ihn von den Toten auferwecktest. Sprich Du, o Vater aller Barmherzigkeit und Gott alles Trostes durch unsern Herrn Jesum in Kraft des heiligen Geistes: sei nicht ungläubig, sondern gläubig! und laß uns in Deiner Friedensversicherung „Dein Glaube hat Dir geholfen“, „Dir geschehe nach Deinem Glauben“ dieses unseres Glaubens auch *leben*. Erkläre es uns recht, was es heiße: *alles* ist Euer, ihr aber seid Christi und in Ihm also auch *unser* genannt wird, was doch *Dein* ist. Laß uns auch inne werden, wie Gehorsam ebenso unzertrennlich ist mit dem Glauben, als es der Ungehorsam mit dem Unglauben ist! – Doch, wo gerate ich hin, nachdem ich unerverwandt in ein langes, eilendes Schreiben gekommen bin, welches Du Mühe haben wirst zu lesen. Der Herr sage Amen zu meinem Seufzen.

— — — — —
Gott befohlen, meine teure Anna, ich umfasse Dich in der ewigen Vereinigung, die uns Jesus in seinem hohenpriesterlichen Gebet selbst erbeten hat als

Deine Mitschwester
von der Heydt

Elberfeld, am 18. Januar 1824.

Nachwort.

Über die Tätigkeit meines Vaters in *Mützenow* bei Stolp in Hinterpommern hat *Wangemann* in seinem: Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande berichtet. Von *Mützenow* zog derselbe nach *Callies* als Oberprediger. Von dort nach *Neu-Stettin* als Superintendent und wurde von hier durch die Gnade *Friedrich Wilhelm IV.* nach *Giebichenstein* bei Halle a. d. S. versetzt, wo er am 5. Februar 1866 starb, nachdem ihm schon am 14. Oktober 1860 seine Frau *Cleophea* geb. *Schlatter* im Tode vorangegangen war.

Literarischer Nachtrag.

Da neuerdings immer mehr der Anfang dieses Jahrhunderts kirchengeschichtlich dargestellt wird, hat vielleicht dieser Nachtrag für die Forscher einigen Wert.

Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. 1858. S. 356 ff.

Bechstein, Wollen und Werden. I. 1850.

Leo, Meine Jugendzeit. S. 83 ff. 1880.

Ranke, Jugenderinnerungen. S. 54 ff.

Gabler: Schröter, Erinnerungen an Gabler. 1827.

Baumgarten: Meyers Conversations-Lexicon.

Köthe: Ranke a. a. O. S. 74 ff. Oft in Schuberts Selbstbiographie.

Luden: Rückblicke in mein Leben, 1847.

Oken (Druckfehler Onken): Meyers Conversations-Lexicon.

Für den ganzen folgenden Abschnitt (S. 17) Schuberts Selbstbiographie. III. Band. Dann s. Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin von Orleans. Achte Aufl. 1877.

Auguste, Erbgroßherzogin v. Mecklenb.-Schwerin. Verl. d. rauhen Hauses.

Kießling und *Schöner*: Schubert a. a. O. II. Bd. III. Bd. S. 277. ff. Burk, Christenbote 1832. S. 213 u. S. 113.

Ranke, Jugenderinnerungen. S. 262 ff.

Aus dem Leben des J. T. Kießling von Ledderhose. Barmen 1882.

Salzmann: Schuberts Selbstbiographie. S. 430 ff.

Jung Stilling: Ritschl, Geschichte des Pietismus in d. ref. Kirche.

Oetinger: Leben von Ehmann. 1859.

Kohlbrügge: Aus dem Leben eines ref. Pastors. Barmen 1881.

Burger: Schubert a. a. O. II. Bd. S. 358 ff.

Ranke a. a. O. S. 278 ff.

Martin Boos: Sein Leben von Goßner.

Feneberg (nicht Fenneberg): Aus Feneberg's Leben von J. M. Sailer. München 1814.

Sailer: Sein Leben von Bodemann (Gotha 1856), Aichinger (Freiburg 1865) und Meßmer (Mannh. 1876).

Hartmann: Schubert a. a. O. III. Bd. S. 222.

Friedrich Perthes: Leben von Clemens Perthes; Caroline Perthes geb. Claudius von Brandt. 3. Aufl. 1882.

Merle d'Aubigné: J. Bonnet, Notices sur la vie et les écrits de M. Paris 1874.

Geibel: Realencyclopädie von H. 1. u. 2. Aufl.

Pauli: Lebensbild von Poel, Zeitschrift d. Vereins für Lübeckische Geschichte. Band 4. Heft 2. 1881.

Hansische Geschichtsblätter III. S. 12 u. 13.

Menge: Schubert's Selbstbiographie. III. Bd. S. 237.

Die a. Schrift über Pauli. S. 53 ff.

- Hamberger*: Stimmen der Theosophie und Mystik.
 Über Lauenburg, ein Aufsatz meines Vaters in der Kreuzzeitung. 1865.
- Händes*: Fünfzig Jahre der Judenmission. Selbstverlag der Berliner Judenmission. Hengstenberg von Bachmann. I. S. 281.
- Schwarz*: Jugenderinnerungen. von Ranke. S. 54 ff.
- Mohnike*: Schuberts Selbstbiographie. I. 392.
- Hackert*: Goethe 1811 u. deutsche Biographie.
- Jänicke*: Ledderhose 1863. Hengstenberg von Bachmann. S. 182. Deutsche Biographie.
- Gützlaff*: Hases Kirchengeschichte. S. 628.
- v. *Kottwitz*: Dorf-Chronik von Fr. Zahn. Mai 1850. Tholuck, Lehre v. d. Sünde. 8. Aufl. 1862. S. 90 ff. Perthes Leben. III. 210. Carl Ritter's Leben. I. 360. Richard Rothe von Nippold. I. 188. Büchsel, die kirchlichen Zustände Berlin's nach Beendigung der Freiheitskriege 1870. S. 10-17. Ew. Rud. Stier von G. und F. Stier. Zweite Ausgabe. 1871. I. S. 137 ff. Goßner von Dalton. S. 309 ff. Erinnerungen aus dem Leben des Predigers Rolle n. des Baron von Kottwitz von Theodor Ritter. Berlin. Hengstenberg von Bachmann. I. S. 193.
- Trinette Claudinus*: Bei G. Poel a. a. O. S. 46.
- Neander*: Krabbe, Hamburg 1852 und Rauh, Elberfeld 1865. Realencyclopädie von Herzog etc.
- Olshausen*: Realencyclopädie von Herzog.
- Tholuck*: Kahler, ein Lebensbild. Halle 1872. Erinnerungsblätter für Freunde. Halle 1871.
- Harnisch*: Deutsche Biographie.
- Wichern*: Nachruf v. Oldenberg. Hamburg 1881.
- v. *Gerlach*: Deutsche Biographie. Hengstenberg v. Bachmann.
- Focke*: Öfter bei Stier. Hengstenberg. Berliner Missionsbericht. 1867. Nr. 19.
 Jahresbericht des Vereins zur Fürsorge f. jüdische Proselyten. 1867.
- v. *Hollweg*: Herbst, Encyklopädie der neueren Geschichte. Deutsche Biographie.
- v. *Lancizolle*: Kreiszeitung Nr. 145. 1869.
- v. *Meyer*: Vielfach bei Stier, Schubert's Selbstbiographie, Anna Schlatter's Nachlaß. I. S. 102 ff.
- v. *Sommerfeld*: Oefter bei Stier. Hengstenberg von Wachmann. I. S. 193.
- v. *Albertini*: Realencyclopädie von Herzog. 2. Ausgabe. Koch, Geschichte des Kirchenliedes. 2. Aufl. S. 400 ff.
- Vergl. Deutscher Regenten-Almanach auf das Jahr 1826 von B. F. Vogt in Ilmenau.
- Cannabich*: Meyers Conversations-Lexicon.
- Schuderoff*: Hases Kirchengesch. Achte Aufl. S. 579.
- Die Stollberg's*: Anna, Gräfin zu Stollberg-Wernigerode von A. Wellmer. Zweite Aufl. 1870.
- Roller* und Graf Dohna: Leben v. Blücher. Dresden 1852, von Rühle 1878. Jugenderinnerungen e. alt. Mannes von Kügelgen. Zehnte Aufl. S. 282 ff.
- Harms* in *Hermannsburg*: Realencyclopädie von H. Zweite Aufl.
- Stephan*: Hases Kirchengeschichte. Achte Aufl. S. 568. Schuberts Selbstbiographie. III. S. 254 ff.
- Kleophea Schlatter*: Frauenbriefe v. A. Zahn. Dritte Aufl.
- Scheibel*: Wangemann, Preußische Kirchengesch. I. 2. Buch. 2. Cap.

Prinz Wilhelm von Preußen: Baur, Prinzessin Wilhelm von Preußen. Verl. d. Rauhen Hauses.

Christian Friedrich Graf zu Stolberg-Wernigerode: Gedächtnißpredigt von Seybold. Reichenbach 1824.

Kreuzzeitung Nr. 276. 1867.

Wilhelmine v. d. Heydt: Frauenbriefe von A. Zahn. Ref. Kirchenztg. 1881. S. 325 ff.

Julius Müller: Dr. J. Müller. Mittheilungen aus s. Leben von Schultze. 1879.

Strauß: Abendglockentöne von Fr. Strauß herausgeg. Berlin 1868.

Jugenderinnerungen von Gerock. Stuttgart 1876. S. 317.

Hengstenberg von Bachmann.

Anna Schlatter: Leben u. Nachlaß v. M. Zahn. Frauenbriefe von A. Zahn. Ritschls Kritik in der Geschichte des Pietism. in der ref. K. von mir besprochen: Ref. Kirchenztg. 1881. S. 325 ff.

Gräfin Reden auf Buchwald: Goßner von Dalton. S. 292 ff. Thilo, Geschichte der Preuß. Haupt-Bibelgesellschaft. Berlin 1864. S. 125 ff.

Ritschl: Realecyclopädie von Herzog.

Nicolovius: Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Niclovius v. Dr. Niclovius. Bonn 1841.

Baur, Geschichts- u. Lebensbilder. II. Bd.

v. *Belwo, Senft*: Wangenmann, Geistliches Regen und Ringen am Osteseestrande.